

Alfred Cordes

Die Uhr der Skythen

Roman

Text © 2013 Alfred Cordes – alfred-cordes.de
Titelbild & Layout © 2013 Hinrich van Hülsen – leotaurus.de
Alle Rechte vorbehalten

Kapitel 1

Wie eine Hand, die sich im Schutz der Dunkelheit mit ungewissen Absichten vorantastet, zieht eine Wolkenfront von Englands Süden über die Nordsee und das niederländische Friesland bis in die norddeutsche Tiefebene. Wie ein Menetekel schiebt sich ein Finger zwischen Wiehengebirge und Teutoburger Wald, von übellaunigen Winden getrieben, von einem angriffslustigen Regenband begleitet. Es wird Schnee geben, reichlich Schnee, aber zuerst wird es ein kaltherziger, schroffer Regen sein, und in just diesem Moment, das neue Jahr ist eben ein halbes Dutzend von Stunden alt, fällt der erste schwere Tropfen aus dem bleiernen Himmel über Osnabrück und direkt auf das rechte Auge des Fokko van Steen.

Es ist wie ein Stich mit einem Messer, doch die Eiseskälte des Wassertropfens betäubt den Schmerz auf der Stelle und Fokko findet unverzüglich in den Traum zurück, in dem Eva sich eben mit einer Zärtlichkeit verabschiedet hat, die bitter-süß jegliche Realität Lügen straft. Für einen Augenblick ist es, als wäre es ihm gelungen, der Zeit einen Streich zu spielen und sich in die Geschichte scheinbar endloser Berührungen zurückzuschleichen, er sieht sich an ihrer Seite liegen, sie zieht ihn verschlafen zu sich hin, da fällt ein zweiter Tropfen. In der Nähe wahrscheinlich auf einen hohlen Körper, Fokko erwacht zwar nicht wieder, das Geräusch aber macht sich im Traum bemerkbar. Es klopft jemand an die Tür, ungehalten auf jeden Fall, mehrfach, und die Angriffslust, die sich da draußen rasch in ein irrsinniges Stakkato zu steigern scheint, erzeugt ihm eine ganz andere Lust, er dreht sich auf die Seite, eine wässrige Spur läuft ihm aus dem Auge über die Wange und den Hals hinab, Eva scheint zu stöhnen, die Symphonie ihrer Lust verschärft sich unversehens zu einem gefährlichen Knurren, er öffnet die Augen, und ob er es im Traum oder in sonst einer Wirklichkeit tut, er spürt, er befindet sich in einem Raubtiermagen, im stinkenden Verdauungstrakt eines gigantischen Allesfressers.

Das macht ihm Angst.

Er öffnet das linke Auge. Über ihm ist ein schmaler Streifen Licht erkennbar, eher ein Stück nachlässiger Dunkelheit, er versucht, sich aufzurichten, aber der Dreck, auf dem er liegt, ist nachgiebig wie halbverdautes Zeug, es ist gewiß kein Traum mehr, so intensiv stinkt es nicht einmal im Fieberwahn, aber das unbefriedigte Knurren ist noch zu hören, dazu ein rollendes Trommeln und Rascheln. Die Geschichte von Jonas im Walfischbauch wird dieses Mal ein anderes Ende nehmen, seine letzte Existenz wird nichts als eine Spur eiweißreicher Dreck im großen Ozean sein, der diffuse Schmerz und die Übelkeit sind die ersten Symptome, die man erfährt, wenn man verdaut wird.

Nur der kümmerliche Streifen Licht macht ihm Hoffnung. Als er den Kopf ein wenig zur Seite nimmt, um dem nachzuforschen, trifft ihn ein Spritzer Magensäure. Erschrocken zuckt er zurück, tastet nach der Feuchtigkeit auf seiner Wange, in seinen Haaren, hat eine klebrige, ätzende Flüssigkeit erwartet, aber dies hier ist Wasser, ganz normales, göttliches Wasser, das offenbar durch den schmalen Streifen zu ihm hinabregnet, um ihm ein Stück seines Verstandes zurückzugeben.

Mit einem Seufzer der Erkenntnis hält er die geöffneten Hände dem Himmels Geschenk entgegen, als er jedoch versucht, auf die Knie zu kommen, um dem Manna näher zu sein und eine Haltung demütiger Dankbarkeit einzunehmen, gerät er ins Rutschen, mit ihm die Innereien des Fischbauches, und mit einem dumpfen, hohlen Ton schlägt sein Kopf gegen eine Wand, die offensichtlich aus Metall ist.

Ein Rettungsboot, denkt er erleichtert, und obwohl er keine Vorstellung davon besitzt, in welcher Seenot er geraten sein könnte, versucht er nun tapfer, sich aus ihr zu befreien. Drückt den Rücken gegen die metallene Wand, findet mit den Füßen unsicheren Halt im raschelnden, stinkenden Bodensatz des Fischmagens, hebt sich dem Lichtstreifen entgegen, ertastet das Dollbord des Bootes, zieht sich hoch, streckt die Knie und bekommt endlich den Kopf, die Schultern, die Arme ins Freie. Wie ein Verschütteter, der sich nach Tagen aus den Trümmern seines Hauses befreit, reckt er sich dem Regen entgegen, trinkt den Himmel leer und blinzelt in das karge Licht, das dort oben schwebt wie ein kugelförmiges Glas halbfetter Milch.

Der Atlantische Ozean ist ein gepflasterter Hof. Und das Boot besitzt einen Deckel, der verhindern soll, daß es voll Wasser schlägt. Als Fokko versucht, sich an ihm abzustützen, um über die Reling zu kommen, gibt der Deckel mit einem jammervollen Quietschen nach und schiebt sich zur Seite. Es ist nicht einfach, ins Freie zu gelangen. Bis über die Knie steckt er in irgendwelchem stinkenden, nachgiebigen Unrat, ihm ist übel und schwindelig, als hätte er tatsächlich eben den Atlantik in dieser Nußschale überquert, und der Deckel besitzt eine Flexibilität, die ihn genau im falschen Moment nachgeben oder zuschnappen läßt. Schließlich gelingt es ihm, ein Bein über das Dollbord zu werfen, den Schwerpunkt seines Körpers mit merkwürdig ruckenden und zuckenden Bewegungen über die Linie zu bewegen, die kalt und hart die Grenze zwischen innen und außen beschreibt, der Rest allerdings geht von allein, die Grenze ist mit eins auch die zwischen oben und unten, er rutscht an der Außenwand des Fischbauches hinab, das zweite Bein folgt schwerelos, und als er nur noch mit den Händen an der eisernen Reling klammert, spürt er plötzlich, daß er auf eigenen Beinen steht. Vorsichtig löst er die Finger, macht ein paar Schritte zurück, und am Ende steht er wankend vor dem seltsamen Sarkophag, in dem er begraben war, sieht und versteht wohl, was ihn umgibt, der gepflasterte Hof, die Häuser ringsum, mit Fenstern, der Vollmond wie halbfette Milch über den Dächern, der kalte Regen, der nun stet auf ihn niederfällt, aber in der Mitte seines Bewußtseins findet er ein kleines, scharf ausgeschnittenes Loch, in das wie ein Puzzlestein der Begriff gehört, mit dem man dieses Rettungsboot, diesen Eisenschiff gewöhnlich bezeichnet. Da er aber ahnt, daß er einen Weg zurück zu sich selbst nur über dieses eine Wort finden wird, bleibt er standhaft im Regen stehen und sucht nach der Vokabel, bis er sie gefunden hat.

Es ist ein Container. Fokko steht vor einem gewöhnlichen Müllcontainer. Er macht ein paar ausgelassene Schritte über den Hof, um die Kälte zu vertreiben und um sein Hirn in Gang zu setzen, das ihm schwerfällig im Kopf steckt wie ein über viele Jahre vergessener

Radioapparat. Die ersten Nachrichten, die gesendet werden, sind ein Durcheinander. Wie gut, denkt Fokko van Steen, daß es kein Biocontainer ist, sonst wäre ich längst verdaut, kompostiert, als Humus auf die öffentlichen Grünanlagen der Stadt gestreut, Vater und Ernährer wunderbarer Blumen des kommenden Sommers.

Er lehnt sich gegen die Hauswand, wischt den Regen aus seinem Gesicht und schaut sich um. An diesem Fleck ist er schon oft gewesen, er kennt das Haus mit den Fensterläden und der dreistufigen Freitreppe, rechts davon geht man in ein schmales Gäßchen, das in seiner Mitte einen Knick besitzt, links schließen sich weitere Häuser an, bis man auf eine Straße trifft, die mit Kopfsteinen gepflastert ist, doch er weiß nicht zu sagen, wo er sich befindet. Das Gebäude, an das er lehnt, ist ein öffentliches, ein Krankenhaus, Finanzamt oder dergleichen, und es liegt an einem Fluß, über den eine Brücke geht. Der Rest seiner Erinnerung aber ist in diesem Container versunken wie ein angebissenes Schulbrot.

Der Mond ist unversehens verschwunden, jenseits der Dächer oder hinter den Wolken, die sich immer hastiger über der Stadt zusammenschieben. Das Licht der Laternen, das wie eine abziehbare Folie auf den Flächen klebt, wirft keinen vernünftigen Schatten und wird sich in hundert Jahren nicht mehr verändern. Es ist still, selbst der Regen scheint vollkommen geräuschlos zu fallen, spielt auf dem Deckel des Containers lediglich eine nachdenkliche Cembalasonate, und Fokko kommt es vor, als fehle ihm etwas, nicht nur sein Gedächtnis, irgend was anderes muß ihm konkret verloren gegangen sein, er fühlt den Verlust, wie man eine Narbe spürt und sich der Wunde erinnert, ohne den Schmerz zu empfinden. Etwas ist von ihm gegangen, hat Übelkeit und Schwindel hinterlassen, dazu ein merkwürdig verfärbtes Gemüt, das sich trefflich von der Gedächtnisschwäche nährt, eine tiefsitzende Melancholie, die er nicht kennt, der er zeitlebens gewohnt ist, die Welt im Sonnenlicht zu sehen, auch wenn sich ein finsternes Unwetter über ihm zusammenzieht.

Beunruhigt fährt er mit den Händen über seine feuchten Kleider, tastet über seine Brust, sucht nach seinem zerstreuten Herzen, als sei es ein kleiner Apparat in seinem Inneren, der von Zeit zu Zeit einen kameradschaftlichen Stoß benötigt, und da er mit den Fingern dem Schlag seiner Lebensuhr nachspürt, kommt ihm mit kristallener Klarheit in den Sinn, was ihm fehlt: sein Rucksack.

Ich bin erleichtert, denkt er, buchstäblich, sucht die Umgebung ab, und als sich nichts findet, schielt er lächelnd zum Container. Der Rucksack ist von seinem Vater, der hat ihn zeitlebens getragen, auf dem Weg zur Schule, zum Hafen, wenn er Sonntagmorgens ins Watt hinausging, um Muscheln zu suchen, Krebse und vor allem Treibgut, das er zu seltsamen Fetischen komponierte, die mit der Zeit einen mythischen Kokon um die kleine Kate schlossen, so daß niemand mehr ohne ein Lächeln die Stube betrat. Als er gehen wollte, in die Stadt, da hat der Vater ihm keinen Stein in den Weg gelegt, keinen Fetisch, hat zwar den Kopf geschüttelt, weil er wohl wußte, wie vergeblich es war, in der Ferne zu suchen, was man in der Nähe nicht findet, das ist wie mit dem Treibgut, mein Sohn, aber er hatte ihn ziehen lassen, hatte ihm den Rucksack mitgegeben und ein Wort dazu von alttestamentarischer Härte und Richtigkeit, das er nicht einmal vergessen würde, wenn er nach hundertjährigem Schlaf in einem Container erwachen würde: Komm wieder, wenn du bleibst.

Er wischt einen Regentropfen fort, der ihm am Nasenflügel entlang und bis auf die Lippe gelaufen ist, dann streckt er den Kopf über den Rand des Rettungsbootes und fragt sich, wie er da hineingekommen sein kann. Die Übelkeit nimmt eine brennende, ängstliche Färbung an. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ihm jemand über die Bordwand geholfen hat und daß es nicht unbedingt ein frei gewähltes Quartier gewesen ist. Und wenn es jetzt ein wenig später wäre, der richtige Tag dazu, so wäre er nun in einen Müllwagen entsorgt, in einen leibhaftigen Allesfresser, in dessen Innern ihn eine fette, metallene Schnecke flugs verdaut und auf der Müllkippe ausgeschieden hätte.

Von den Innereien des Containers ist nichts zu erkennen. Er muß, so kommt ihm in den Kopf, im Rucksack die Taschenlampe haben, ein schweres, abgegriffenes Militärstück, mit dem sein Vater des Nachts am Wasser unterwegs war, abhängig von den Tiden wie das Treibgut, aber es ist ja eben, wie er ohne Taschenlampe erkennt, der Rucksack, den er sucht.

Auf der anderen Seite des Hofes steht eine Laterne, durch deren trüben Lichtkegel der Regen streicht wie das schräge Muster einer tristen Tapete. In der Nähe steht ein Kübel aus Waschbeton, in dem eine jener unverwüstlichen Grünpflanzen hockt: wie eine uralte Spinne, die sich von melancholischer Luft und eiserner Aussichtslosigkeit ernährt. Fokko findet an der Seite des Containers einen Griff, zieht und schiebt ein wenig daran herum und setzt das Beiboot, mit dem er die Passage über den Ozean seiner Träume offenbar schadlos überstanden hat, ohne Mühe über den Hof und an die Mole aus Waschbeton. Von dort aus drückt er den Deckel so weit zurück, bis er seinen Widerstand quietschend aufgibt, auf die andere Seite schwenkt und sich mit einem glaubwürdigen Knall komplett öffnet. So fällt das karge Licht der Laterne in das Innere des Fischbauches und Fokko van Steen erkennt, in welcher Koje, auf welcher Fracht er geschlafen hat. Sein Schiff hat eine Art Eintopf geladen aus Kartons, Plastiktüten und merkwürdigen Gerätschaften der Physik, Manometer, Kupferspulen und Klemmen aus Bakelit. Dazwischen erkennt er Butterbrotpapier, schimmeliges Brot, zerquetschte Getränkepackchen, Obstschalen und wie man zu guter Letzt Petersilie auf die Suppe streut, so liegt über allem eine jadegrüne Schicht jener Styroporflocken, die als Verpackungsmaterial verwendet werden, zittern in dem bescheidenen Binnenwind, der im Schiffsbauch herrscht, oder es überträgt sich sein eigenes Zittern über die Bordwand auf die sensiblen Flocken.

Der Regen fällt stoisch auf seinen gebeugten Rücken und weicht ihm das Gemüt ein. Der Wind schneidet ihm die Haut in Streifen, und ihm ist derart übel, daß er wünscht, sich all das, was ihm diese hirnerbrannte Angst macht und ihm die Erinnerung zersetzt, noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen, den verdorbenen Eintopf anzureichern, in dem er just in diesem Moment in einer Schattenecke wie ein knochiges Bratenstück seinen Rucksack entdeckt.

Mit einer einzigen Bewegung ist er über die Bordwand und in seiner Koje zurück, hockt sich bequem auf einen Karton, läßt die Füße im Morast versinken, bis er festen Grund unter seinen Stiefeln spürt, und so, mit der Erde wenigstens mittelbar verbunden, ist ihm der Regen eine gnädige Erfrischung, die milde in die eiserne Kartause gestrichen kommt, und das Licht der Laterne ist ein guter Mond. Er nimmt seinen Rucksack auf den Schoß, öffnet ihn und beginnt Stück um Stück, seine Erinnerung zu kitten wie eine alte Vase, ein Familienerbstück gleichsam, das irgendwer an die Wand gepfeffert und in einige Dutzend Scherben hat zerspringen lassen: nicht besinnungslos vor Trunkenheit, eher, um einen Verlust auszugleichen, eine emotionale Unwucht sozusagen.

Er holt die Taschenlampe hervor und leuchtet in den Rucksack. Zunächst erkennt er die Ordnung als solche wieder, dann spürt er körperlich, daß dort drinnen seine Erinnerung lebendig ist wie ein schlafendes Tier, das er nur sorgsam aus seiner dunklen Behausung heben muß, um es erwachen zu lassen. Ein einziger langer Blick reicht ihm: das alles hat er gestern eingepackt, am Sylvestertag, es dokumentiert das Motiv seines Aufbruchs, des Abschieds, die schreckliche Kälte weicht plötzlich einem Feuersturm in seinem Inneren, er schließt den Rucksack, als könnte er die aufglühende Erinnerung ins Koma zurückfallen lassen, richtet sich schwankend auf, hält sich am Dollbord des Bootes fest, und hebt sein Gedächtnis über die Reling, um es vorsichtig auf die Kante des Kübels zu setzen.

Dann schaut er sich um, und ihm ist plötzlich schlecht vor Angst, irgend was Lebendiges sitzt mit ihm zwischen den Innereien des Fischbauches, keine Ratte, keine Schlange, etwas Unheimlicheres, eine verlorene Seele oder ein untotes Wesen, das sich von Erinnerungen ernährt, und statt sich mit aller Kraft über den Rand des Käfigs zu schwingen, von dem er doch weiß, daß er ein gewöhnlicher Müllcontainer ist, statt den Deckel krachend über die schaurige Lagerstatt fahren zu lassen und mit der Erinnerung im Rucksack in der Nacht zu verschwinden, besetzt ihn nun ein unwiderstehlicher Drang, dem sonderbaren Phänomen nachzugehen.

Mit heißem Kopf, in dem jeder Gedanke längst zu einer Chimäre destilliert ist, am ganzen Körper vor Angst zitternd durchwühlt er den Dreck, wirbelt einen üblen Gestank auf, den auch der stete Regen nicht fortwaschen kann, und als er glaubt, ohnmächtig werden zu müssen und ein zweites, endgültiges Mal in diesem abscheulichen Schmutz zu

versinken, fällt sein Blick auf den Karton, auf dem er just noch gesessen hat. Da ist er mit einemmal sicher, das Geheimnis steckt dort drinnen, nirgends anders.

Der Gedanke macht ihn ruhiger. Er öffnet den Karton und findet ein Etui mit einer alten Brille, eine Federmappe mit allerlei Schreibgeräten, ein hölzernes, mit Intarsien verziertes Kästchen, eine kleine Kladde, eine Tabakspfeife und einen Bund mit rostigen Schlüsseln. Das alles liegt auf einem Fundament von Büchern, allesamt naturwissenschaftliche Werke, akademisches Strandgut sozusagen, der Nachlaß eines Physikers vielleicht, auf jeden Fall aber nicht erst jüngst hinterlassen, gewiß schon vor vielen Jahren oder Jahrzehnten.

Fokko räumt die Bücher in den Karton zurück, legt Brille, Federmappe, Tabakspfeife und Schlüsselbund sorgsam obenauf, die Kladde aber macht ihn neugierig, er hält sie dem Laternenlicht entgegen und schlägt sie auf. Es ist eine Art Anschreibebuch voller Notate in einer wunderschön ruhigen, aber schwer lesbaren Schrift. Jede Eintragung ist mit dem Datum ihrer Niederschrift versehen, allesamt aus den frühen Fünfziger Jahren über einen Zeitraum von etwa zwei, drei Jahren. Die Aufzeichnungen sind physikalische Protokolle oder dergleichen, es ist ein Logbuch diverser Forschungsreisen, bisweilen mit privaten Skizzen verziert: *Mit Maria im Hotel zu Abend gegessen. Es sitzt die Zeit dabei wie ein zappelndes Kind, spielt mit dem Besteck, zuppelt an der Decke und fragt ungnädig, wann endlich das Essen kommt. Maria hingegen, obwohl sie von der selben Eile getrieben sein muß wie ich, sitzt mir gegenüber, als wäre sie eine Baroness in der Sommerfrische. Ich glaube, ich liebe sie.*

Der Eintrag ist nun bald fünfzig Jahre alt, aber Fokko fährt mit der Spitze seines Fingers so behutsam über die Schrift, als wäre die Tinte noch frisch.

»Das ist einmal gewesen«, sagt er still und schlägt die erste Seite der Kladde auf. Da steht der Name des Verfassers, *Hermann-Josef Sparenberg*, und ein Zusatz, ein Motto für die künftigen Eintragungen: *Da die Zeit in steter Bewegung ist, so steht alles das, was in ihr geschehen wird, von vornherein fest.* Offensichtlich war das Thema dieses Mannes die Unbegreifbarkeit der Zeit, er hat wohl seine eigenen Schlüsse gezogen, und die Resultate, so kommt es Fokko vor, besaßen allesamt einen melancholischen Charakter. So auch die letzte Eintragung: *Es gibt keine freie Entscheidung, weil es keine freie Erkenntnis gibt. Wir existieren lediglich in den engen Grenzen unserer Wahrnehmungsfähigkeit, wir unterscheiden uns in summa nicht von einem Käfer, der über ein Blatt läuft, um in die Nähe eines Sonnenstrahls zu gelangen.*

Fokko schließt das Büchlein und wiegt es in der Hand. Soll er es zu den anderen Dingen zurückgeben? Er holt abermals ein Buch aus dem Karton und findet den selben Namen verzeichnet: *Hermann-Josef Sparenberg*. Es ist eine persönliche Hinterlassenschaft, und er denkt, daß es nicht rechtens wäre, diesen Nachlaß auseinanderzureißen, nur weil er offenbar für die Müllkippe bestimmt ist. Oder darf er einstecken und mitnehmen, was ihm gefällt, weil sich auch so, durch eine läßliche Sünde, das Motto des Verstorbenen erfüllen würde? Hat nicht im Moment der Niederschrift schon festgestanden, daß ein gewisser Fokko van Steen fünfzig Jahre später in einer finsternen, regnerischen Nacht die Aufzeichnungen in all dem Müll finden und vor dem endgültigen Verschwinden aus der Welt erretten würde? Dann aber darf er alles und jedes nehmen, alles und jedes tun, weil es dadurch in der vorauseilenden Zeit aufgeschrieben ist. So aber würde im gigantischen Anschreibebuch der Geschichte dauernd alles geändert, je nach dem, von wo der unstete Wind menschlicher Entscheidungen weht.

Oder ist alles Zufall? Eigentlich hat er sich angewöhnt, an diesen Bruder Leichtfuß kein Gran Glauben mehr zu verschwenden, aber kann es denn die Bestimmung dieser Dinge sein, auf der Müllkippe zu verschwinden? Und welche Bestimmung hat ihn selbst in den Container verschlagen?

Ihm ist wirr im Kopf. Er legt das Buch zurück, arrangiert die restlichen Dinge darüber, wie er sie vorgefunden hat, auch die Kladde, und erst, als er den Deckel des Kartons schon wieder geschlossen hat und sich eben erheben will, um den Sarkophag ein für allemal zu verlassen, fällt sein Blick auf das Holzkästchen. Er nimmt es in die Hand, hebt es ins Licht und studiert die asymmetrischen Intarsien, die ihm vorkommen wie eine naive Darstellung des Planetensystems.

Er hält inne, spürt den Regen nicht mehr, nicht den Wind, der draußen den Hof fegt wie ein grämlicher Hausmeister, es ist ein elektrischer Impuls, der aus dem Kästchen springt, noch ehe er es geöffnet hat. Er spürt: deswegen ist er gekommen. Die philosophischen Verrenkungen um Bestimmung und Entscheidungsfreiheit sind verfliegen wie die Übelkeit, er holt Luft und öffnet den wunderlichen Zigarrenkasten.

Innen ist er mit rotem Samt ausgeschlagen, und in einer Aussparung liegt wie ein Amulett ein kreisrunder Gegenstand, ein Schmuckstück, eine Taschenuhr oder ein Behältnis für etwas Kostbares, etwa so groß wie eine Dose Schuhcreme oder Kaviar. Die Oberseite ist mit Ornamenten beschriftet, die augenscheinlich aus der selben Schule stammen wie die Intarsien auf dem Deckel des Kästchens. Fokko berührt das Ding. Es ist aus schwerem, schwarzen Holz gefertigt, wahrscheinlich Ebenholz, denkt er, und die eingelegten Punkte, Flecken und Linien, die wie Sternbilder eines galaxisfernen Himmels aus der Maserung des Holzes hervorschimmern, sind wahrscheinlich aus Metall, Elfenbein oder gar aus Stein, Marmor vielleicht, Granit.

Bedächtig nimmt er das kuriose Ding aus dem Kästchen und dreht es in den Händen. Es ist schwerer, als er es sich vorgestellt hat, und das Gewicht oder die Bewegung, in die er es versetzt hat, erzeugt offenbar eine unerklärliche Energie, denn in den Sekunden, die er es nun in Händen hält, hat es sich spürbar erwärmt. Es kommt aus dem Inneren, denkt er, es lebt irgendwie, es atmet in meiner Hand, dann aber lächelt er über die Vermutung, jeder Stein wird in den Händen warm, es ist meine eigene Wärme, nichts weiter.

Von irgendwoher kommt ein Glockenschlag. Es ist wie eine zaghafte Erinnerung daran, daß jenseits der metallenen Klausen ein kompletter Kosmos auf ihn wartet, aber er steht schwankend vor Ratlosigkeit inmitten des Mülls, fühlt über den Deckel und den Boden des seltsamen Gegenstandes, nirgends gibt es eine Kante, der Schatz in seiner Hand ist glatt und schwer wie ein Flusskiesel, als er aber genauer hinschaut, entdeckt er eine feine Linie, die die Schmalseite umläuft und sich an einem Scharnier trifft. Das Ding läßt sich öffnen. Er steckt es in die Tasche seines Parkas, um es vor dem Regen zu schützen und vor fremden Blicken. Ich bin ein Dieb, denkt er, aber es berührt ihn nicht, er schließt das Kästchen, räumt es sorgfältig in den Karton zurück, wirft wie jemand, der das Elternhaus für immer verläßt, einen letzten Blick auf die Innereien des Eisenfisches, in denen er eine erinnerungslose Nacht verbracht hat, ist mit einem Schwung über die Reling, schließt den Container, nimmt seinen Rucksack auf den Rücken und schaut sich um.

Alles ist ihm unversehens klar. Er steht auf dem kleinen Hof vor dem Gymnasium. Evas alte Schule. Vor ihm das Haus des Domorganisten mit der kleinen Treppe aus Sandstein. Aus dem Schornstein steigt ein dünner Faden Rauch in den regnerischen Himmel, und im Hintergrund über dem Dach ist wie aus schwarzem Papier die Silhouette der Kirchtürme geschnitten. Rechter Hand hinter dem großen Tor der Eingang in den Hexengang, dessen erstes Stück die Ecke der Schule durchschneidet und also überdacht ist. Dorthin rennt er mit ein paar Schritten, lehnt sich gegen die Wand, hört seinen Atem, die Tropfen, die aus seinen Haaren, seinen Kleidern auf das Pflaster fallen, er weiß nun, wo er sich befindet, hat aber keine Ahnung, wie er an diesen Ort und in den gräßlichen Container gekommen ist.

Seine Hand umschließt den Schatz in der Tasche seines Parkas. Die Wärme, die von ihm ausgeht, ist noch immer spürbar: wie Gewißheit auf Glück. Deswegen hat er die Nacht in diesem Mülleimer verbracht. Das Schicksal ist unfehlbar, denkt er, aber mithin kann es auch die Büchse der Pandora sein, die er in den Fingern hält, er selbst ein ahnungsloser Götterbote, der das Böse für die Menschheit rettet, kurz bevor eine Planierdraht es für beinahe ewig unter den Müllhalden des Piesbergs versenkt. Aber es ist doch Müll, es soll doch fort, es will keiner haben, aber es will ihn haben, ehe die Müllabfuhr es für immer aus der Welt schafft wie den unguuten Geist, der im Container herrscht, es ist nicht der Tod, es ist eher der Teufel, und den kann man nicht so einfach entsorgen, der wartet auf eine naive Seele, die sich an diesen Ort verirrt.

Eine schwarze Gestalt kommt just um die Ecke des Domorganistenhauses gestrichen, ehe Fokko aber glauben mag, es sei der Leibhaftige, den er mit seinen schwarzen Gedanken beschworen hat, ist sie schon mit fliegenden Kleidern und einem wegrennenden Blick an

ihm vorüber und hinterläßt in dem schmalen Gang einen Gruß wie ein Kondensstreifen, der sich nur schwerfällig auflöst: Gelobt sei Jesus Christus!

Die Glocke schlägt zweimal an. Die Domuhr kündigt von der zweiten Viertelstunde, also ist es halb. Halb was? Fokko besitzt keine Uhr, weil er glaubt, wenn man die Zeit mißt, zerteilt man sie und wird zu ihrem Sklaven. Er schaut aus dem Hexengang in den Regen. Die Wolkendecke ist so undurchdringlich wie die Klappe eines Müllcontainers. Der Wind zerrt an den Bäumen am Fluss, versetzt die Laterne auf dem Hof in einen wippenden Takt, aber das Licht ist nicht in Bewegung, es liegt zwischen den Häusern wie ein ungenießbarer Brei, an dem die Zeit wohl oder übel ersticken wird.

Niemals mehr wird es Tag werden. Die Geschichte ist steckengeblieben, hat sich wie ein uralter Motor festgefressen, die Menschen werden per Stundenfrist begreifen, daß sie die Sonne nicht mehr wiedersehen werden, wie neugeborene Schildkröten dem Meer hetzen sie dem Licht entgegen, aber es wird nirgends zu finden sein, allein der Regen fällt weiter, eine letzte Sintflut trägt die Überlebenden auf Totenschiffen durch die schwarze Nacht und in eine apokalyptische Kälte.

Mindestens sechs Uhr, halb sechs, muß es sein, vielleicht sieben.

Eventuell, so kommt ihm in den Sinn, ist der Dom schon geöffnet und ein wenig geheizt. Er braucht jetzt unbedingt einen trockenen Platz, wenn er sich nicht den Tod holen will, noch ehe die Sintflut ihn davontragen wird. Der Regen ist ihm in den Kragen gelaufen, die Füße stecken ihm feucht in den Stiefeln, die Übelkeit hat sich wie ein kalter Umschlag auf die Brust gelegt und nimmt ihm den Atem.

Ausgangs des Hexengangs kommt ihm ein streitsüchtiger Wind entgegen, kriecht unter seine klammen Kleider und beginnt, ihm die Haut vom Fleisch zu sezieren. Er wirft einen Blick über den Domplatz. Kein Mensch ist zu sehen, im Portal des Bischöflichen Palais schaukelt Licht über die Treppenstufen wie von einer Bootslaterne, die kahlen Bäume stecken in den Untiefen des Platzes wie vergessene Seezeichen, und der Regen fällt in schräger Schraffur auf die Kreuzigungsgruppe am Giebel der Kleinen Kirche. Das Gefühl vollkommener Verlassenheit ließe Fokko van Steen gewiß binnen kurzem verenden, gäbe nicht just in diesem Augenblick die Seitenpforte des Doms dem Gewicht seines Körpers nach. So stiehlt er sich ins Innere der Kirche, schwankt durch das spärliche Licht ein paar Stufen hinab und hockt sich im tiefen Schatten eines Seitenschiffes auf eine Bank.

Den Rucksack stellt er auf die Seite, zieht den Parka aus und breitet ihn über das Brett, auf das sich für gewöhnlich die Gläubigen stützen, um für die Vergebung ihrer Sünden zu beten. Die Schuhe stellt er neben den Rucksack, die Strümpfe hängt er über einen Haken an der Rückenlehne der vorderen Bank, zieht die Beine an den Körper, umspannt sie mit den Armen und beginnt, sich die Füße zu massieren. Wie ein froststarrer Marabu hockt er da, schaut mit einem Auge nach den Lichtfeldern zwischen den mächtigen Pfeilern und horcht in den unermeßlichen Raum. Was er hört, sind allein die Tropfen, die aus seinen Sachen auf den geweihten Boden fallen.

In den Jahren, die er in der Stadt lebt, ist er nie im Dom gewesen, hat ihn bloß als einen Orientierungspunkt in der Mitte des Ortes begriffen, als adäquates Dekorationsstück im Ensemble der Altstadt: wie das Schloß der Fürstbischöfe seit zweieinhalb Jahrhunderten nachweisbar ist, aber eigentlich längst unhistorisch geworden, ein Versatzstück, in das Studenten ein- und ausgehen, und ein paar Touristen schießen Fotos, die sie sich nie im Leben anschauen werden.

Ein Zeitalter des Atheismus ist vergangen, seit Fokko das letzte Mal einen Gottesdienst besucht hat, zur Entlassung aus der Schule in einer reformierten Gemeinde, der Pastor hatte zum Gleichnis vom verlorenen Sohn gepredigt, ein völlig mißratenes Plädoyer zur bedingungslosen Vergebung gescheiterter Lebenswege, noch ehe die Töchter und Söhne ihre Familien überhaupt verlassen hatten. Am Ende seiner Ausführungen hatte er sich so verheddert, daß er nur noch ein paar Scherben seiner rhetorischen Vergangenheit aus dem katechetischen Hut hervorkramen und sich zu guter Letzt in das bedeutungsvolle Wort *Amen* hatte retten können. Gott setzt keinen Fuß in eine Kirche, hatte sein Freund Fox

damals gesagt, hatte sich in dem viel zu weiten Anzug seines verstorbenen Vaters auf die Bank im Schatten der Eiche gesetzt, als wäre im Anschluß an die Entlaßfeier noch eine Beerdigung angesetzt, der Lehrer Hamelmann, den sie geliebt hatten wie einen Vater, er beschwor ihn vergeblich, und es muß ihm weh getan haben, als Fox ihm sagte, er sei jetzt nicht mehr für ihn zuständig.

Wie klar er diese Bilder vor Augen hat. Der Freund auf der Bank unter der Eiche. Der alte Hamelmann in seinem grauen, im Küstenwind flatternden Anzug, in dem er nachweislich geboren worden war, wie er versucht, einen Schüler, den er schätzt und im Moment für alle Zukunft verloren hat, von etwas zu überzeugen, an das er selbst nicht mehr glaubt: Pädagogenschicksal.

Die Viertelstundenglocke schlägt dreimal an. Diffuse Geräusche dringen zu ihm her, das Öffnen einer schweren Tür, ein Gescharre von Füßen auf dem Steinboden, darüber für einen Atemzug ein silberhelles Glockenspiel, kurz darauf bemerkt er Bewegungen in einem der Lichtfelder, ein Priester und sein Meßdiener ziehen liturgischen Schrittes die Stufen zum Altar empor, ehe sie ihn aber erreichen, sind sie hinter einer der mächtigen Säulen verschwunden.

Mit der Körperwärme kehrt die Erinnerung zurück: als wäre sie in der Nacht lediglich eingefroren gewesen, um ihre Haltbarkeit zu verlängern. Das erste, was ihm in den Kopf kommt, ist ein starres Bild, ein Standfoto aus einem schlechten Film gewissermaßen, und ehe er noch richtig begreift, was alles auf dem Dia zu sehen ist, das ihm vor dem inneren Auge klebt, spürt er schon die dazugehörigen Gefühle wie eine Entzündung im unteren Bauchraum, wo sich just die Metastasen Wut und Trauer und Scham und Hilflosigkeit auf den Weg durch den auftauenden Organismus machen: hinauf ins Hirn, hinein ins Herz.

Ein metallisches Knacken ist zu hören. Fokko schaut die Halbsäule hinauf, unter der er sitzt. Unter einem Blattkapitell klebt wie ein Nistkasten ein Lautsprecher, aus dem jetzt die Stimme des Priesters Gebete daherschnarrt, als wären es die Durchsagen auf einem Bahnsteig.

Der Kopf ist ihm bleischwer. Er senkt ihn auf die Knie und schließt die Augen. Die Litanei des Geistlichen zieht sich zurück und gibt einer anderen Stimme Raum. *Für das neue Jahr habe ich mir einiges vorgenommen*, spricht sie, und ihre Färbung besitzt was vom Wesen eines Giftpilzes. *Was denn*, hört er sich selbst fragen, und nach einer Weile: *Willst du abnehmen? Weniger Alkohol trinken?* Auf eine Antwort indes wartet er vergeblich, weiß wohl, es ist Evas Stimme gewesen, weiß auch, daß sie die Frage beantwortet hat, aber ihre Worte werden von seinen Gefühlen überspült wie ein Papierschiffchen von der Sturmflut.

Er reißt die Augen auf. Das matte Kirchenlicht springt ihn an, die Stimme des Priesters hebt sich in einen choralartigen Singsang, der in einer Hebung endet, auf die ein müder Chor aus dem Mittelschiff verzagte Antwort gibt. Etwa ein halbes Dutzend alte Frauen kniet in den vorderen Bänken, barmherzige Seelen, denen das ewige Paradies lange schon versprochen ist, und keine von ihnen ahnt, daß nur durch eine der mächtigen Säulen und den tiefen Schatten von ihnen getrennt eines Menschen Herz ausglüht wie ein Stück Lava im Ozean der Gleichgültigkeit.

Der Geistliche hantiert mit den liturgischen Gerätschaften und kommentiert die sakrale Handlung mit routinierten Worten, die in den Kirchenraum entschweben wie inkarnierte Papierflieger der Frohen Botschaft. Die Zeit scheint verloren, die Kälte kriecht gnadenlos in Fokkos Glieder zurück, seine Zähne schlagen aufeinander, er beißt sich auf die starren Finger, damit sich der Schüttelfrost nicht in die hohen Resonanzbögen des Gotteshauses verselbständigt wie das Feuer eines Maschinengewehrs, mit dem jemand versucht, Gebete aus den Gewölben zu schießen.

Der Schlag der Uhr bewahrt ihn davor, auf der Stelle wahnsinnig zu werden.

Die Viertelstundenglocke schlägt viermal an. Die Stunde, welche auch immer es sein mag, ist an ihr Ende gekommen. Fokko kommt es vor, als müßte er aus seinem bösen Traum entlassen werden, er schießt mit einem Auge nach einem goldenen Fleck im Blattkapitell, in dem sich das flackernde Kerzenlicht vom Altar niederschreibt, und er horcht auf die

Stundenglocke, die ihre schweren Schläge zwischen die Zeilen der Lesung setzt, die der Meßdiener mit scheuer Stimme verliest.

Sieben Schläge. Sieben Uhr.

Mit der Sekunde, die dem letzten Schlag folgt, ist alles zurück. Es ist der Augenblick, in dem der Priester schweigt, der Zeitpunkt der Erkenntnis. Mit dem siebten Glockenschlag erinnert er alles, der Film kommt rasend in Bewegung, er schüttelt den Kopf, als wollte er sich von allen Sünden befreien, doch die Absolution ist nichts anderes als die Wahrheit. Nichts hat er wirklich vergessen, kein Bild, kein Wort, keine Fibrille seines Schmerzes. Eva hat ihn verstoßen, verjagt. Verlassen.

Das ist gestern gewesen. Der Tag vor Neujahr. Bis zum Mittag hatte er gearbeitet, dann war er in die Wohnung gekommen und Eva war weg. Das war nicht weiter ungewöhnlich, um die Zeit war sie häufig einkaufen, Besorgungen machen oder laufen. Fokko hatte sich mit Tee und Bananenbrot in seinen Radiosessel verkrochen, um wie jeden Freitag Punkt vierzehn Uhr *Die barocke Note* zu hören, eine Sendung über alte Musik für Spezialisten, die mit einem wissenden Lächeln den Unterschied zwischen einer Oboe d'amore und dem Heckelphon heraushören, den zwischen einem Klavierkonzert von Rachmaninow, gespielt von Vladimir Horowitz oder vom Komponisten selbst.

Zwar rechnet sich Fokko nicht zu jenen Spezialisten, aber das Stadium des interessierten Laien hat er wohl hinter sich, war eben in ein Sonate für Violoncello und Basso continuo von Francesco Geminiani versunken, eine seltene Aufnahme, die noch nicht digitalisiert war, erinnerte sich gerade an einen ähnlichen Raumklang, eine ähnliche Atmosphäre, in Stockholm, glaubte er, irgendwann vor dem Kriege in der schwedischen Hauptstadt zwei Klaviere in einem ungeheuerlichen Tempo, da huschte ein Schatten in den Rand seines Gesichtsfeldes, mit dem Kopfhörer wurde ihm mittens des dritten Satzes die himmlische Harmonie *affettuoso* aus dem Kopf gerissen, und unversehens hörte er nichts anderes als Evas aufgeregten Atem.

Es ist etwas Schlimmes geschehen, hatte er sofort gedacht und nebensächlich in einer Übersprungshandlung zunächst in das Bananenbrot gegriffen. Dann erkannte er die Angriffslust in ihren kleinen Augen, die wie zwei parallele Laser aus ihrem rotfleckigen Gesicht hervorblitzten. Sie hatte beim Laufen ihr Adrenalindepot nicht restlos abfackeln können, das war offensichtlich, ihr Bauch hob und senkte sich wie eine verrückt gewordene Pumpe, erhöhte den Systemdruck ständig weiter, obwohl die Ohren längst signalrot leuchteten, die Brustwarzen bis zum Äußersten ausgefahren waren, ihre Fingerspitzen zitternd am Bund der knappen Sporthose zupften, mit der sie wohl wieder das brunftige Wild auf dem Westerberg verrückt gemacht hatte.

Ihr keuchender Atem machte ihm den seinen auch knapper, als wären sie beide so etwas wie ein korrespondierendes System, dabei stand sie wohl zwei Schritte ihrer muskulösen Beine entfernt, und er hing mit großen Augen in seinem Sessel, aus dem Kopfhörer, der über die Lehne hing, quäkte das Stockholmer Konzert, und in diesem unentschiedenen Augenblick, aus dieser Distanz fiel ihm ein, welche Aufnahme aus der Vorkriegszeit er im Kopf gehabt hatte.

Das Königs-Konzert, flüsterte er, Gustav des Fünften fünfundsiebzigster Geburtstag. Zwei Flügel in rasender Manier.

Das Heben und Senken ihres Unterleibs ließ *adagio* nach, er spürte, es war unzweifelhaft auch etwas Erotisches, aber Eva fegte jegliche Befindlichkeit mit auflodernden Lasern und einem verächtlichen Schnaufen davon.

Deine scheiß-geriatrische Musik, zischte sie, riß das Kabel aus der Stereoanlage, griff sich den Kopfhörer und setzte ihn wie eine Trophäe auf, verfiel, als wäre noch etwas zu hören, in übertrieben bedächtige Bewegungen, die brennenden Augen für einen Moment in affektierter Kontemplation geschlossen, aber noch ehe er begriffen hatte, daß sie ihn der Lächerlichkeit preisgab, hatte sie sich den Kopfhörer bereits wieder heruntergerissen und ihn in eine Ecke gepfeffert, wo er klirrend zu endgültiger Ruhe kam.

Eva, sagte er schwach, mühte sich aus seinem Sessel, wollte zunächst auf die Füße, um ihr wenigstens in vergleichbarer Körpergröße gegenüber zu stehen, aber wie eine Domina, die plötzlich ernst macht, stand sie jetzt mit gegrätschten Beinen vor ihm, und sein Kopf wäre unweigerlich in einem verfänglichen Gebiet mit ihrem Körper in Kontakt gekommen, hätte er sich nicht unverzüglich in den Sessel zurückfallen lassen.

Offensichtlich hatte sie ihn nun so, wie sie ihn wollte. Ihm fiel kein Sterbenswort mehr ein, aber nichts anderes schien sie zu erwarten, schlich eine Weile vor ihm auf und ab wie eine Löwin, die in der Nähe der Wasserstelle darauf wartet, daß die Gazelle sich schwer getrunken hat, eine bedrohliche Stille legte sich in den Raum wie ein Narkosegift, und Fokko witterte die Gefahr, zog sich weiter in den Sessel zurück, sein Blick gefangen von den magischen Bewegungen ihrer Gliedmaßen, und erst, als sie sich sicher war, daß die Hypnose wirkte, erst, als sie mit seinen Augen seinen Verstand entführen konnte, wohin sie wollte, verlangsamte sie die Choreographie ihres Reigens, hockte sich seitlich auf die linke Lehne des Sessels, neigte sich in einer hübschen Drehung ihm zu, stützte die linke Hand auf die rechte Lehne und sah ihm von etwa sieben Zentimeter Entfernung in seine Seele hinein.

Ihre Tirade begann wie ein leichter Wind an einem heißen Sommertag. Fokko ahnte wohl, daß das, was in Gang gekommen war, der Totentanz ihrer Beziehung sein könnte, aber er verstand nicht wirklich, was geschah, saß gefangen von ihren Gerüchen, angenagelt von ihrem Blick und gemartert von ihrer scharfen Stimme in seinem Radiosessel.

Fokko van Steen, sagte sie langsam, du bist sowas von...

In einer Sekunde flogen ihm sämtliche schlechte Eigenschaften durch den Kopf, die er von sich kannte.

...sowas von ausrechenbar.

Darauf wäre er nicht gekommen. Sie aber las aus einer Liste seiner Gewohnheiten, die sie offenbar im Kopf aufbewahrte. Es war eine lange Liste, und sie mußte sie vor einiger Zeit zu führen begonnen haben, hielt sich zunächst, ohne eine Rangordnung gelten lassen zu wollen, bei seinen Selbstgesprächen auf, die ihr von Anfang an auf die Nerven gegangen seien, so sehr offenbar, daß ihre Beziehung quasi als von vornherein für ungültig erachtet werden könne. Das kam ihm vor wie ein Widerspruch, aber er kam nicht dazu, über die Sache nachzudenken, Eva war schon wieder ein Stück voraus, beschrieb eine spezifische Form der Vernachlässigung, als beklagte sie sich über das Wetter oder schlechte Zeiten, streute zwischendrin ein, er sei auf jeden Fall ein netter Kerl, ebenso aber ein Symbol für Stagnation, lebe irgend in die falsche Richtung, nach rückwärts gewandt, ja, wiederholte sie mit einem selbstzufriedenen Lächeln, weil sie die Angelegenheit ganz offensichtlich für sich auf den Schlußpunkt gebracht hatte: nach rückwärts.

Damit schien für sie alles gesagt. Fokko hatte das Gefühl, nichts von alledem begriffen zu haben. Als sie dann ein wenig Abstand nahm und sich spürbar erleichtert auf der linken Lehne aufrichtete, zog er seine Hand aus dem Schatten ihres vortrefflichen Hinterteils, wollte sie vor den Mund nehmen, um seine Ratlosigkeit zu kaschieren, da spürte er die schleimige Konsistenz und das Aroma von Banane am Finger, schaute zur Seite, sah eine Scheibe der Frucht an ihrer Sporthose kleben, und diese Marginalie schien die Kraft zu besitzen, alles, was geschehen war, ins Lächerliche zu ziehen und damit ungeschehen zu machen.

Er kicherte. Sie aber nahm das wohl als sinnfällige Bestätigung ihrer Anwürfe, stand in einer Sekunde auf ihren unvergleichlichen Beinen vor ihm, hatte die Laser sofort wieder unter Strom und zeigte mit einem Finger auf ihn.

Ich habe mir für das neue Jahr einiges vorgenommen!

Die Bananenscheibe auf ihrem Hinterteil war für ihn nicht mehr zu sehen.

Abnehmen doch nicht, fragte er vollkommen ernst. Oder weniger Alkohol...?

Sie schnaubte verächtlich.

Ich werde den Sylvesterabend allein verbringen.

Dazu zog sie sich in einer artistischen Bewegung ihr Sporthemd über den Kopf und vom Körper. Ihre Brüste schauten ihn an, als hätte sie zwei weitere Waffen gezogen.

Ich werde das neue Jahr allein beginnen, ganz allein für mich, ohne jemanden, der mir ungefragt Geschichten erzählt von alter Musik und alten Bildern!

Wie um ihm in aller Deutlichkeit zu präsentieren, auf was er künftig zu verzichten habe, zog sie nun ebenso routiniert die Sporthose aus. Die Bananenscheibe sprang rechtzeitig ab und rettete sich unter den Radiotisch.

Zuerst nehme ich ein heißes Bad, erklärte sie. Und wenn ich damit fertig bin, bist du weg, Fokko van Steen! Aus dem Großvatersessel da, aus dem Haus, aus meinem Leben!

Die Stimme des Priesters erfüllt den hohen Raum mit einem klagenden Singsang, den der Chor der alten Frauen mit einer gekrächzten Phrase zum Abschluß bringt.

Fokko begreift nicht, was Eva ihm vorgeworfen hat. Die Selbstgespräche, nun ja, die sind wie ein Radio, das dauernd läuft, und niemand erbarmt sich, es einfach abzuschalten. Das Wort von der Stagnation aber geht ihm nahe. Niemand lebt nur deswegen rückwärts, weil er sich für alte Meister interessiert. Im Gegenteil, denkt er, mancher glaubt sich mit dem Zeitgeist in unaufhörlicher Bewegung und übersieht, daß er nicht ein Stück von der Stelle kommt. Es kann nicht sein, daß alles aus ist, endgültig und für immer, es ist nichts weiter als eine Krise. Eva hat schon öfters davon gesprochen, daß sie zu Sylvester mit schönster Zuverlässigkeit in eine Depression stürze, weil man diesen Tag nicht einfach überschlafen könne, weil es eine erbärmliche Pflichtveranstaltung sei, bei der am Ende nichts anderes herauskommt, als daß man wieder ein Jahr älter geworden ist.

Die Viertelstundenglocke schlägt an.

Das neue Jahr ist da, die Krise wird durchstanden sein. Eva hat Sylvester für sich gehabt, die Gesellschaft der wiederkehrenden Depression wie der Besuch einer alten Freundin, mit der man voller Lust und Qual über diverse Katastrophen redet. Sie liegt jetzt noch in tiefstem Schlaf. Wenn sie erwacht, sieht sie alles vollkommen anders. Er kehrt zurück, sie nimmt ihn in die Arme, und die Zeit ist überlistet.

Das Licht zwischen den Säulen gerät in Bewegung. Die Frauen treten an die unterste Stufe zum Altar, als wollten sie einen Fürsten um Gnade bitten, um Brot, um Gunst. In den Sandstein des Pfeilers jenseits des Seitengangs ist eine Kreuzwegstation eingelassen: Jesus stirbt am Kreuze. Es ist eine schlichte, eindringliche Darstellung, der gefolterte Erlöser bäumt sich ein letztes Mal am Holze auf, und Fokko denkt, diesen Augenblick wird es gegeben haben, und die Weltgeschichte hat für diesen finalen Atemzug angehalten. Man kann davon halten, was man will, aber ganz offenbar hat dieser Tod die darauffolgenden zweitausend Jahre erheblich beeinflußt.

Der Priester reicht den alten Frauen die Heilige Kommunion. Mit gebeugten Rücken und gesenkten Köpfen empfangen sie sie wie Gnade, Brot oder Gunst. Fokko läuft es eiskalt über den Rücken. Er muß sich jetzt unbedingt bewegen, sonst wird er sich ausgerechnet dort, wo man ihm das ewige Leben verspricht, den Tod holen.

Er packt den Rucksack aus, legt jedes Stück auf die Kirchenbank und entdeckt, daß er größtenteils nur wirres, nutzloses Zeug mitgenommen hat: die alte Taschenlampe hat ihm zwar Dienste geleistet, doch sie hat ohnehin in einer Seitentasche gesteckt. Das kleine Kissen, das er im Schlaf zwischen seine Knie nimmt, die Monographie über Georg Philipp Telemanns Frankfurter Jahre, die ausgetretenen Sandalen, die aktuelle Radiozeitschrift und die Musikkassetten, für die er nicht einmal einen Recorder mithat, das kommt ihm vor wie das Gepäck eines aus einem Heim Entsprungenen. Zum Schluß sammelt er ein paar jadegrüne Styroporflocken aus dem Rucksack. Sie sind wie wunderliche Fossilien, und er begreift: er hat keine Zahnbürste mit, kein Handtuch, keine trockene Wäsche.

In der Seitentasche findet er das Taschenmesser, öffnet es und prüft die Klinge mit der Kuppe seines Daumens. Wohl tausend Mal geschliffen und immer noch schärfer als an dem

Tag, an dem sein Vater es dem Engländer aus der Brusttasche gezogen hatte, der Anfang der Vierziger mit seiner Spitfire ohne Not in das Watt gejagt war, ohne Feuer der Flakstellungen, die oben bei Rysum und unten in den südlichen Poldern standen und an diesem frühen Herbstmorgen wohl kaum besetzt waren.

Zwei gemütliche Schleifen hatte die Maschine über dem Dollart gezogen, als suchte der Tommy den passenden Fleck für sein Grab. Der alte van Steen, der damals gerade mal sechzehn, siebzehn Jahre alt war, duckte sich in das Schilf, ungefähr da, wo die Ems zum Dollart wird, beobachtete die Kapriolen des Jagdfliegers mit Bewunderung und Entsetzen, dachte noch an eine List, ein Ablenkungsmanöver oder dergleichen, als der Engländer den Flieger in einen Winkel stellte, unter dem man vielleicht noch eine Notlandung hätte versuchen können, auf das Ufer zuraste und im letzten Moment die Nase kräftig nach vorn und unten drückte. Die Maschine zischte mit einem merkwürdigen Geräusch ins Watt, keine hundert Meter von Fokkos Vater entfernt. Als wenn man einen Spaten in den Schlick schlägt, dachte der und rannte los.

Wie ein Pflock steckte die Maschine im Modder, kaum versehrt, vielleicht um ein Stück verkürzt durch den gewaltigen Aufprall. Der Junge fürchtete, den Flieger hochgehen zu sehen wie eine Granate, in der klammfeuchten Dämmerung aber hatte kein Funke eine Chance. Die Kapsel war aufgesprungen, und der Pilot lag über die Instrumente gebeugt, als wäre er über die Reise von England her eingeschlafen.

Fokko klappt das Messer zu, steckt es in die Seitentasche und räumt seine Sachen in den Rucksack zurück. Er hat wohl überstürzt gepackt, so kommt es ihm vor, aber das ist nun nicht weiter wichtig, er wird in die Wohnung zurückkehren, unter Evas Decke kriechen, als wäre er niemals weg gewesen, als hätte er einen bösen Traum geträumt von der Nacht in einem Container und der todeskalten Frühmesse im Dom.

Der Gottesdienst ist zu Ende. Der Geistliche hat den alten Frauen seinen Segen gegeben und ist auf dem Weg zurück in die Sakristei. Die Viertelstundenglocke schlägt zweimal. Es ist halb acht. Viel zu früh, um unter Evas Decke zu kriechen, sie würde ihn sofort wieder davonjagen, er muß einen Zeitpunkt abwarten, da sie dem Erwachen nahe ist, er muß das Frühstück fertig haben, erwärmte Milch für den Kaffee, Honig und Toast, oder am besten frische Brötchen am Neujahrmorgen.

Der Hunger, der sich in ihm regt, nährt seine Phantasie, unversehens erscheint in seinem Kopf ein Stadtplan, auf dem alle Bäckereien, Kioske und Backstuben erleuchtet sind, und ihm fällt ein, nicht weit entfernt, im Hasetorbahnhof, gibt es eine Bäckerei, wahrscheinlich ist sie aber am Neujahrstag nicht geöffnet. Also wird er gleich zu Dick gehen, da kann er sich aufwärmen, so lange er will, da kann er zur Not den Backautomaten selber einstellen und sich die Brötchen aussuchen.

Ein Schatten fällt in den Altarraum, und ein wenig später streicht der Geruch gelöschter Kerzen heran. Die Frauen schlurfen aus dem Gotteshaus, der Meßdiener hantiert am Altar und von irgendwoher ist das Gurren einer Taube zu hören. Ohne Eile schlüpfte er in seine klammen Socken, schnürte sich die Stiefel und wirft sich den Parka über. Dann geht er still den Weg, den er gekommen ist und tritt aus der Seitenpforte ins Freie. Der Regen hat aufgehört. Aber ein kalter Wind geht über den Domplatz, spielt noch immer mit der Lampe im Eingang des Bischofhauses, verfängt sich in den dürren Kronen der Bäume, in denen das schwache Licht der Dämmerung erkennbar wird. Und als Fokko van Steen sich die Kapuze seines Mantels überwirft, den Rucksack auf den Rücken nimmt und fröstelnd den weiten Platz in einer Diagonalen durchmißt, fällt, von aller Welt unbeachtet, die erste Schneeflocke in den Garten des Bischöflichen Palais.

Kapitel 2

Der Wind ist träge geworden, ein paar Schneeflocken trudeln durch das bunte Licht, das der Hahn auf die verlassene Straße wirft, auf die verstreuten Reste der Feuerwerkskörper, die wie plattgefahrene Kleintiere aussehen, eine knallrote Spezies, die zum Jahreswechsel aus den Gärten und der Kanalisation gekrochen kommt, um sich in den ersten Stunden des neuen Jahres zerreißen zu lassen. Im linken Auge des Hahns spiegelt sich das fleckige Morgengrauen, das über den Gertrudenberg geschlichen kommt, durch das rechte Auge fließt das blaue Band eines Zuges, der jenseits der Hauptstraße nach Süden aufbricht. In der Einfahrt tropft etwas von der Decke, das Geräusch der Bahn versickert jenseits des Hasetorbahnhofs, und aus einem der Häuser auf der gegenüberliegenden Straßenseite ist sehr stille, sanfte Tangomusik zu hören. Eine tiefe Sehnsucht bewohnt die Stadt in dieser Stunde. Alles ist geschehen und nichts ist begonnen.

Irgendwann in der Epoche der Verunsicherung, nach Ölpreisschock, Nachrüstung und Organverpflanzung, als man begriff, daß die Zeitläufte sich trotz aller Apfelbäume, die man zu pflanzen gedachte, unfehlbar zu Tode beschleunigten, daß nichts mehr Bestand haben würde, wenigstens nicht für das Maß des menschlichen Lebens, als die Guten die Flexibilität, die Mobilität und die Innovation zu Sakramenten erhoben und die Schlechten nicht folgen konnten, da kaufte Richard die Tankstelle von der Mineralölgesellschaft, der er einige Jahre in Treue gedient hatte. Günstig, wie er glaubte, kroch jeden Tag um sechs in der Frühe in seinen Phantasieoverall, setzte den neonbunten Zapfhahn in Gang, der sich wie ein Leuchtfeuer auf dem Dach der Station drehte: bei jedem Wetter, jedem Licht, in der dunklen Jahreszeit noch ehe in Nachbars Garten der echte Hahn krächte.

Ich bin nicht mehr Pächter, ich bin jetzt Besitzer, Tankstellenbesitzer, hatte er damals mit einem Stolz gerufen, den er bis heute nicht verloren hat. Ich brauche einen Namen, ein Logo, ein Image, warf er in die Feiargesellschaft, die sich um null Uhr im Pavillon drängte, um den Sieg über das Monopol zu feiern. *RMT*, Richard Meiers Tankstelle, schlug einer vor, aber das war der vorbesitzenden Mineralölgesellschaft zu ähnlich, deren Techniker noch am Abend die letzte Leuchttafel abgeschraubt und fortgeschafft hatten. Es kamen ein paar mehr oder weniger geistreiche Vorschläge, bis Schwamm, der große Schwamm, wie ihn damals jeder nannte und eigentlich keiner wußte weshalb, vielleicht, wie Fokko diskret dachte, weil er so tut, bis Schwamm das Wort »Schwachsinn« in den engen Raum setzte, sich ungeniert eine Dose Bier aus der Kühlung griff, sie mit einem Zischen in die erwartungsvolle Stille öffnete und lapidar feststellte, man müsse die Monopolisten nicht nachäffen, man müsse ihnen voraus sein.

Und wie, hatte der neugeborene Tankstellenbesitzer gefragt.

Richards Zapfhahn, hatte Schwamm gesagt und die Stimmung deutlich verbessert, alles lachte, aber er winkte lässig ab, nein, wie sagt der Ami einem Richard? Dick! Also, das Ding hier muß Dicks Zapfhahn heißen, am besten in einem Wort, mit großem Zapfhahn und ohne Apostroph. Er schrieb es auf einen Quittungsblock: *DicksZapfhahn*.

So und nicht anders. Schwamm zeichnete eine Zapfpistole mit Kamm, Kehllappen und Glotzaugen auf den Block, restaurierte nebenher die Architektur des Kassenhäuschen und empfahl, unbedingt nicht nur Benzin, Öl und Straßenkarten zu verkaufen, sondern auch Bier, Zigaretten, Zeitungen und Brötchen. Das war damals visionär, und der Nippes hat, wie Dick behauptet, ihm den Laden gerettet, denn es stellte sich bald heraus, daß das Mineralölgeschäft in der kleinen Seitenstraße wenig rentabel war. So aber war der Pavillon

Treffpunkt und Kolonialwarenladen, aus der Waschhalle wurde eine Autowerkstatt, der neonbunt leuchtende Zapfhahn wurde zum Markenzeichen, und in seinen verchromten Augen spiegelte sich Dick Meiers kleine Welt.

Der Name der Station gab reichlich Anlaß für flache Witze, obszöne Anspielungen und alberne Kommentare, aber *DicksZapfhahn* war, wie der Chef gern und stolz erzählte, das Projekt seines Lebens. In der ersten Zeit machte er alles allein, schraubte halbe Nächte an den Autos herum oder kaufte im Großmarkt den Nippes ein, der ihn am Leben hielt. Als sich die Reparaturaufträge stauten, die Kunden in der Frühe nach Brötchen, spätabends nach Bier verlangten, legte er sich erfolgreich mit den Behörden an, hielt seinen Laden von morgens sechs bis Mitternacht in Gang und suchte sich einen Mitarbeiter, den er für das Hauptgeschäft fest anstellte. Das war Fokko van Steen. Dazu gibt es inzwischen eine große Zahl von Aushilfskräften, Schüler, Studenten und junge Mütter, die unter Fokkos Regie stundenweise an der Kasse arbeiten, während Dick Meier in der Werkstatt hämmert und schraubt.

Die Tür ist geschlossen. Fokko klopft an die Scheibe des Nachtschalters. Anna kommt hinter dem Tresen zum Vorschein, erkennt ihn, freut sich und macht ein Zeichen, daß sie den Schlüssel holen muß. Fokko nickt. Anna arbeitet heute das erste Mal wieder, seit sie ihr Baby hat. Vor ein paar Wochen war sie mit dem Kinderwagen da. Kaum zu glauben, daß so ein prächtiger Kerl wie der Leo aus ihrem graziilen Körper gekrochen sein soll. Sie öffnet die Tür, legt die Arme um ihn und gibt ihm einen Kuß auf die Wange.

»Schön daß du gekommen bist, Fokko.«

Sie riecht nach den kleinen, bunten Ostereiern aus purem Zucker, die innen immer ein wenig flüssig waren und fürchterlich süß. Ihre Hände sind kälter als seine, obwohl sie die Heizung im Pavillon voll aufgedreht hat.

»Es gibt Schnee«, sagt sie, schaut in den verhangenen Himmel und umfängt sich mit ihren zerbrechlichen Armen. Alles an ihr scheint ihm zerbrechlich, ihr dürrer, immer ein wenig gekrümmter Körper sowieso, aber auch ihr Mut, ihre gläserne Seele, die aus den großen, braunen Augen zu ihm schaut, als müßte er jetzt etwas ganz Bestimmtes tun.

»Jau«, sagt er, schiebt sie in den Laden zurück und schließt die Tür. Die große Hitze läßt ihn frösteln, er zieht den Parka aus, die Schuhe, hängt die Socken über die Heizung, steht da wie ein Schiffbrüchiger und reibt sich die Hände warm.

»Nass geworden?« Anna setzt eine neue Papierrolle in die Kasse ein. Er holt ein frisches Handtuch aus dem Nebenraum, nimmt auf dem Stuhl am Ende des Tresens Platz, von wo aus man den Kassenraum, die Zapfsäulen und ein Stück Straße im Blick hat, reibt sich die Füße trocken und schaut auf die Uhr über der Tür, die seit Mineralölgesellschafts Zeiten dort oben tickt. Wohl seit dreißig Jahren, ohne je für ein paar lächerliche Sekunden eine Pause einzulegen.

»Jau«, sagt er.

»Wohl nicht ganz freiwillig.«

»Nee.« Die Zeit, die die Uhr über der Tür zeigt, hat er nicht begriffen. Er hat die Zeiger gesehen, vor allem den roten Sekundenzeiger, der nicht springt, sondern fließt wie die Zeit selbst, aber er hat nicht verstanden, was ihre Stellung bedeutet. So wird das im Alter sein, wenn man langsam wahnsinnig wird: man schaut die Uhr an und weiß, was eine Uhr ist, man erinnert sich, daß man mit Hilfe der Uhr die Zeit erfahren kann, aber man starrt auf die Zeiger und sie bedeuten soviel wie ein paar Zweige im Herbstwind.

»Dick schon da?« fragt er. Sie schüttelt den Kopf. Ihr Haar ist für einen langen Moment in Bewegung, und ihm kommt es vor, als wollte es auf was Diskretes verweisen. Er schaut sich um. Die Regale sind prall gefüllt mit den Ingredienzien vollkommener Sättigung, mit dem Nippes, der dem Geschäft der Fortbewegung anhaftet wie ein farbenfroher Schorf. Der Kühlschrank summt sein Lied, präsentiert als gläserner Tabernakel die paradisischen Herrlichkeiten von *Coca-Cola* und *Langnese*, auf dem Bildschirm neben den Zeitschriften rast

ein Auto durch eine monochrome Landschaft und hinterläßt eine gigantische Wolke. Die linke Neonröhre flackert. Alles ist wie immer.

»Der kommt heute nicht. Eine Freundin hat angerufen, sie sind irgendwo auf dem Lande und feiern.« Anna läßt die Abdeckung der Kasse einrasten. »Ist sowieso ruhig. War noch keiner zum Tanken da. Nur ein paar Jugendliche, die einen Sixpack wollten.«

Sie steht plötzlich neben ihm.

»Willste was Bestimmtes?«

Er spürt ihre Wärme, die Ostereier-Aura und das Bedürfnis, sie zu berühren. Stattdessen nimmt er das Handtuch und legt es sorgfältig zusammen.

»Nein«, sagt er dann, »ich muß mich nur aufwärmen. Und was frühstücken.«

»Hättest doch nach Hause gehen können.«

»Ja...« Er nimmt das Handtuch wieder auseinander und wischt auf seiner Stirn die letzten Regentropfen fort. Ihre Hand legt sich unversehens auf seine Schulter.

»Probleme, Fokko?«

Er schüttelt den Kopf.

»Ich mach uns Kaffee und Brötchen, du besorgst den Rest.«

»Gute Idee.« Er humpelt barfuß los, bevor er aber im Nebenraum verschwindet, wirft er einen verstohlenen Blick auf die Uhr: es ist etwa Viertel nach acht. Klarer Fall. Es ist der Neujahrmorgen, und diese Tankstelle ist sein Arbeitsplatz. Sie nennen die kleine Bude mit einem Tisch und zwei Stühlen, einem Kühlschrank, Dicks Spint und einem Metallregal voller Autoteile und öliger Werkzeuge spöttisch ihren Sozialraum. Auf dem Tisch liegt die Zeitung von gestern, Annas blutroter Lackmantel hängt an einem Haken mit Dicks Overall vereint, und von der Wand über dem Waschbecken grinst wie jeden Tag und jede Stunde die nackte Schönheit herüber, die auf dem Kotflügel des Sportwagens hockt, als müßte sie ein besonderes Geschäft erledigen, dabei macht sie nur seit März irgend eines längst verschimmelten Jahres für Stoßdämpfer Reklame. Eine Aushilfe hat ihr mit Kaugummi und zwei Kronkorken die Brustwarzen versilbert.

In Dicks Spint findet er ein paar Wollsocken. Er streift sie über, eine angenehme Wärme zieht unverzüglich in seinen Körper hoch und rettet ihm das Leben. Er wischt den Tisch sauber, stellt Teller, Becher, das Zuckerfaß und Besteck zurecht. Im Kühlschrank findet er ein Glas Honig, Käse in Plastik, eine angeschnittene Salami und eine Tomate, die er ohne nachzudenken in den Mülleimer wirft. Der Geruch von Kaffee und frischen Brötchen zieht herein, er setzt sich an den Tisch und schlägt die Zeitung auf, die für den nächsten Tag ein neues Jahr verspricht. Es gibt keine Nachrichten mehr, denkt er, alles wiederholt sich zum unendlichsten Male. Auf einer Doppelseite finden sich an die hundert Porträtfotos von Politikern, Künstlern und sonstig wichtigen Menschen, deren Gemeinsamkeit sich in ihrer Prominenz findet, und darin, daß sie als *Die Toten des vergangenen Jahres* in einer Art Hitliste versammelt sind. Es ist eine Erinnerung an einen Ruhm, der nun verwest wie die schönen öffentlichen Körper.

Anna bringt die Brötchen und den Kaffee.

»Wer so alles gestorben ist letztes Jahr«, sagt Fokko und schüttelt den Kopf.

»Hab ich gesehen. Mancher ist dabei, von dem ich gedacht habe, daß er längst tot ist. Von anderen habe ich geglaubt, daß sie noch leben.«

»Bleibt nicht viel am Ende«, sagt er. Der erste Schluck Kaffee durchströmt seinen Körper, und als er auf diversen Irrwegen in Dicks Socken angekommen ist, empfindet Fokko sich endlich wieder als Ganzes, alle Organe an ihrem Platz, das Bewußtsein sauber aufgeräumt und ein Hunger, der ihm Spaß macht. Nur das Gedächtnis klebt ihm noch recht zäh im Kopf, die Erinnerungen schmelzen wie die Margarine auf den warmen Brötchen, aber er kennt das, alles wird wiederkehren, ob es ihm nun lieb ist oder nicht.

Mit Eva frühstückt er eigentlich nie gemeinsam. Das liegt an ihren Arbeitszeiten. Wenn er morgens aufsteht, steckt sie in ihrer ersten Tiefschlafphase. Er überlegt, ob er Anna die Geschichte aus dem Container erzählen soll. Und von Eva. Lieber später, er hat das alles selbst noch nicht begriffen.

»Was macht Leo?« fragt er.

»Gut.« Sie nimmt den Kaffeebecher in beide Hände wie eine Opfergabe. »Neulich ist er beinahe gestorben.« Und sie erzählt von einem Ersticken, völlig unmotiviert, von einer Sekunde auf die andere, das Kind habe plötzlich aufgehört zu atmen, sie selbst sei nur zufällig in der Nähe gewesen und habe dieses Geräusch gehört.

»Welches Geräusch?« fragt Fokko.

Sie antwortet mit einem Achselzucken. Nippt vorsichtig am Kaffee, nimmt einen kleinen Schluck und setzt den Becher auf den Tisch zurück. »Das Geräusch, das entsteht, wenn jemand aufhört zu atmen.«

»Stille also.«

»Ja, nein«, sagt sie und nimmt sich ein Brötchen. »Stille ist es nicht. Es ist entsetzlich. Es ist, als würde die Welt plötzlich anhalten, und ich allein lebe weiter.«

»Was hast du gemacht?«

»Nichts Vernünftiges und vermutlich das einzig Richtige. In seinen Augen sah ich nichts als ein ungläubiges Staunen, daß er mich schon wieder verlassen sollte, wo er doch erst ein paar Wochen bei mir ist. Ich habe ihn an den Füßen gepackt, hochgehalten, ihm auf den Rücken geschlagen und ihn gerufen – zurückgerufen, gewissermaßen.«

»Und dann...«

»Dann war er wieder da. Japste, schrie sich einen roten Kopf, und ich bin von den Toten auferstanden, habe geheult, ihn mit aller Liebe wachgehalten und zum Arzt gebracht.«

»Was sagt der?«

»Sowas kommt vor.«

Sie ergeht sich in medizinischen Hypothesen, schmiert sich das Brötchen, und als ihr eine Träne auf den Käse kullert, schnarrt die Klingel der Pavillontür.

»Ich gehe«, sagt er, aber sie ist schon hoch, legt eine Hand auf seine Schulter und wischt sich die Tränen aus dem Gesicht. »Schon gut.«

Der Kaffee hinterläßt eine spürbare Wirkung. Die Großhirnrinde entfaltet sich wie eine verknitterte Landkarte, die Synapsen sind die leuchtenden Seezeichen, hinter denen er eine vernünftige Landschaft weiß. Mein Kopf ist ein Buch, denkt er, in dem ich blättern kann, und wenn ich eine Seite umschlage, erscheinen die Bilder der nächsten.

Er schießt zum Stoßdämpfer-Kalender hinüber. Die aufgeklebten Brustwarzen sind kalt und scharfkantig. So ist es gewesen. Das Wort vom Großvatersessel stand im Raum wie eine ewigwährende Verwünschung, die böse Fee war schon längst unter der Dusche zu hören, und Fokko van Steen wischte sich mit einem Taschentuch den mikrobischen Rest einer Banane von den Fingern, hörte entfernt die geriatrische Musik plärren, dachte, was geschehen würde, wenn er ganz einfach im Sessel, in der Wohnung, in ihrem Leben sitzen bleiben würde, und langsam zog sich sein Großhirn zusammen.

Erschüttert hatte ihn in diesem Moment eher die Sorge, wie er einen geordneten Rückzug zustande bekommen sollte, ehe die Fee ihren Körper optimiert und sich ein paar neue Zauberkunststücke ausgedacht hatte. Er war plötzlich auf den Beinen, hatte den Rucksack in der Hand, die Telemann-Monographie, die Sandalen, die Radiozeitschrift, vollkommen nutzloses Krams, das jemand zusammenrafft, dem das Haus brennt, da flog sie vorüber, und in ihren Augen glitzerte ein spöttisches Licht, eben als er sich die Stiefel anzog. Eva, sagte er still, aber es drang nicht zu ihr vor. Aus der Küche erklang die Symphonie der

Geschäftigkeit, das Klappern der Gerätschaften, irgend ein Bruzzeln in der Pfanne, dazu das selbstvergessene Pfeifen einer Melodie. Sie war sich selbst genug. Was hätte er sagen sollen?

Anna ist zurück, schneidet an ihrem Käsebrötchen herum, als wollte sie es für irgend was bestrafen, dann schiebt sie es von sich, greift sich den Kaffeebecher, nimmt einen Schluck und sagt: »Wenn ich nicht zufällig dagewesen wäre.«

Fokko nickt. Aus dem Haus geschlichen hat er sich, den Schwanz eingezogen, vertrieben von den Befindlichkeiten einer Frau, von der er nicht weiß, ob sie ihn überhaupt je geliebt hat, und nun hofft er auf die Zuverlässigkeit der Unvernunft, die Macht der Zeit oder die der Gewohnheit, aber diese Gedanken verfliegen ihm aus dem Kopf wie ein paar Spritzer Spirit in der Sommerhitze.

»Ich hätte doch eben im Keller sein können, um die Waschmaschine auszuräumen, hätte nur an der Wohnungstür einen kleinen Plausch mit der Nachbarin halten oder auf dem Balkon eine Zigarette rauchen müssen. Ich wäre zurückgekehrt und...«

Sie verkriecht sich im Kaffeebecher. In ihren Rehaugen stehen die Tränen startbereit. Er verliert indes den Mut, es wird nicht reichen, stiekum in Evas Bett zu kriechen und darauf zu hoffen, daß ihm ihre periodische Depression unter der Decke Platz machen wird. Mag sein, daß eine Krise durchstanden ist, aber der Abschied von ihm ist es auch. Eva wird sich ebensowenig überlisten lassen wie die Zeit, die längst entschieden hat.

»Tut mir leid«, sagt Anna und läßt die Tränen frei.

Es ist vorbei, denkt er, und der Appetit ist ihm auf der Stelle verflogen. Er schiebt den Teller mit dem angebissenen Brötchen von sich, als hätte sich ein Schwarm Fruchtfliegen aus der Marmelade erhoben. Es ist aus, endgültig, sie will ihr Leben für sich allein, ohne jemanden, der sie mit alter Kunst und Musik beheligt. Aber er muß auf jeden Fall noch mal nach Hause und den Rucksack richtig packen, den Folianten über die Malerei des Goldenen Zeitalters, die beiden Hefte mit den Radioprogrammen, das Transistorradio und noch ein, zwei andere Sachen. Und die Kleider und der Rest? Mit eins wird ihm klar, was er denkt, wohin das führt, er stellt sich vor, mit Eva in einer Art Wohngemeinschaft weiterzuleben, da ihre divergierenden Lebensentwürfe die Begegnungen sowieso auf ein erträgliches Maß reduzieren würden, das ist alles eine Frage der Absprache, man müßte sich von dem Irrweg der Körperlichkeit verabschieden, eine neue Zurückhaltung einüben, eine Form respektvoller Distanz.

»Haste mal ne Zigarette?«

»Rauchst du wieder?«

Sie nickt und wischt die Tränen fort. Blöde Frage, denkt er, steht auf und kramt in seinem Parka. In der Tasche mit dem Tabak findet er den Schatz aus dem Container, die Büchse der Pandora, legt sie zwischen die Teller auf den Tisch und dreht Zigaretten für sie beide. Das Rauchen macht ihm Durst, er holt eine Flasche Wasser aus der Kühlung und erinnert sich an den großen Schwamm, wie er das Bier nimmt und es fertigbringt, die Gesellschaft für diesen Augenblick an seine Bewegungen zu ketten. Eva war da, damals ein sehr junges Mädchen, hübsch sowieso, aber was ihn fasziniert hatte, war nicht das, was gemeinhin als Schönheit oder dergleichen begriffen wird, es war ihre Zurückhaltung, die Bescheidenheit des Herzens quasi, eine Unerfahrenheit als Besitz, den man verlieren kann. Zudem, wie er damals instinktiv wußte, eine Herzensverwandtschaft oder so, etwas Ähnliches, aber sehr anders. Wo hat sie nur ihre Scheu gelassen?

»Was ist das?« fragt Anna und dreht die Büchse in den Fingern.

»Weiß nicht. Hab ich gefunden. Irgend ein altes physikalisches Instrument vielleicht, oder was astronomisches?«

»Geht das auf?«

»Ich denke eigentlich schon.«

Sie probiert an dem Ding herum, da geht die Klingel an der Tür.

»Schön«, sagt sie, gibt es ihm zurück und geht nach nebenan.

Der Schatz liegt schwer in seiner Hand. Mit einer Fingerkuppe fährt er über die Intarsien, die in das hölzerne Gefäß eingelegt sind. Sie sind unzweifelhaft aus Metall, der verlorene Glanz, die Kühle, die er spürt, das scheint ihm eindeutig zu sein. Er befühlt jeden Punkt des naiven Firmaments, und als er auf einen Bogen drückt, dessen Sichelform an einen Halbmond erinnert, öffnet sich das geheimnisvolle Behältnis unversehens und teilt sich in zwei Teile wie eine Taschenuhr oder ein Kompaß. Das Innere des Deckels spiegelt lediglich die Intarsien der oberen Außenseite wider, aber der rechte Teil, das eigentliche Gefäß, nimmt Fokko in seinen Bann. Im Zentrum findet sich eine schwarze Scheibe, etwa so groß wie eine Münze, auf die etwas gezeichnet ist, was an den Mond und ein geschlossenes Auge erinnert. Die Nacht, denkt er. Um das Zentrum herum liegen zwei konzentrische, mit allerlei Symbolen beschriftete Scheiben aus Metall, die augenscheinlich in der Lage sind, sich zu drehen. Das Werk liegt in einer Kapsel aus schwarzem Holz. Ähnliches hat er riesengroß in einer Kirche gesehen, wahrscheinlich ist es eine sehr alte Uhr, aber sie funktioniert wohl nicht, kein Geräusch ist zu hören, nicht die geringste Bewegung zu spüren.

Und wenn das Ding auch nicht geht, wenn er es nicht versteht, es scheint immerhin eine Kostbarkeit zu sein, ein wertvolles Amulett, ein Talisman, der ihn ins neue Jahr begleitet. Die Zeichen auf den Metallscheiben sind in einer symbolischen Schrift verfaßt, vielleicht Himmelszeichen einer versunkenen Kultur, und ihm kommt in den Sinn, daß sich in dem Karton in dem Container womöglich eine Erklärung finden ließe, im liquidierten Nachlaß dieses Physikers, in den wissenschaftlichen Büchern, seinen persönlichen Aufzeichnungen vielleicht. Wie war noch sein Name gewesen?

Eher zufällig, spielerisch setzt er den Zeigefinger auf das Symbol der Nacht im Zentrum. Es erscheint ihm nachgiebig, mechanisch. Vorsichtig drückt er zu, der Mittelpunkt läßt sich ein Stück weit eindrücken, da spürt er einen winzigen Stich im Finger und zieht ihn zurück. Das Zentrum hat sich wieder geschlossen, jetzt aber ist ein anderes Symbol zu sehen: eine Art helles Sonnenauge: die Intarsie hat sich gedreht oder verschoben. Auf seiner Fingerkuppe perlt ein winziger Blutstropfen. Er saugt ihn auf und drückt abermals auf das Zentrum. Nichts läßt sich mehr bewegen. Er schließt die Uhr.

»Der Schnee will nicht so richtig«, sagt Anna und setzt sich wieder zu ihm.

»Wird noch werden«, gibt er zur Antwort und hält den Schatz unterhalb der Tischkante in Händen. Sparenberg war der Name des Wissenschaftlers. Vielleicht sollte er noch mal zum Container zurück, um den Nachlaß zu retten. Heute wird kein Müllwagen kommen, aber morgen kann es zu spät sein.

»Hermann-Josef Sparenberg«, sagt er still.

»Wie bitte?«

»Ach, nichts.«

Anna nimmt sich Kaffee, stützt die Ellenbogen auf den Tisch, verschränkt die Hände um den Becher und schaut voller Andacht zu ihm her. »Willst du noch was frühstücken?«

Er öffnet die Uhr unter dem Tisch und schüttelt den Kopf. Im Zentrum steht noch immer das Sonnenauge, ein Knopf aus Elfenbein oder Perlmutter, mittendrin das stilisierte Auge, dessen überlange Wimpern die Sonnenstrahlen symbolisieren. Er drückt mit dem Finger drauf, aber der Mittelpunkt läßt sich nicht einen Millimeter bewegen.

»Merkwürdig«, sagt er und schließt die Uhr wieder.

Anna schaut ihn noch immer an.

»Merkwürdig«, sagt sie und nimmt einen Schluck Kaffee.

»Was?«

»Das eben.«

Sie setzt den Becher zurück.

»Was war denn?«

»Weiß auch nicht.« Sie reibt sich die Augen. »Habe wohl geträumt. Willst du noch?«

»Was?«

»Frühstücken?«

Plötzlich ist der Hunger zurück, tollt wie ein aus dem Zwinger befreiter Hund in seinem Inneren umher, verrückter als zuvor, Fokko ist einer Antwort nicht mehr fähig, greift sich mit zittrigen Händen das angebissene Brötchen mit Marmelade und beißt hinein, als wäre er drei Wochen in der Wüste gewesen.

Schweigend ißt er nun Brötchen und trinkt Kaffee. Anna geht nach nebenan. Zuletzt hält er noch immer seinen Talisman in der Hand und ihm ist, als hätte sich was verändert, als wäre was in Gang gekommen. Er öffnet die Kapsel und betrachtet sie sehr genau. Nichts bewegt sich. Er horcht, er fühlt: nichts. Er will wissen, ob sich was dreht, begutachtet die Zeichen auf den Scheiben, aber es ist keine Bewegung zu erkennen. Das ist nicht anders als bei einer gewöhnlichen Uhr. Dem Lauf des Minutenzeigers kann man kaum folgen, der Stundenzeiger ist immer angewachsen.

Er muß eine Skizze anfertigen, in der er den jetzigen Stand der Hieroglyphen zueinander dokumentiert. Später kann er dann vergleichen. Er geht nach nebenan. Anna steht mit dem Rücken zu ihm an einem Regal und scheint etwas zu räumen. Er fragt sie nach einem Zettel. Sie gibt keine Antwort, aber ein Block liegt in der Nähe der Kasse, er bedient sich mit einem Blatt und einem Stift, kehrt in den Nebenraum zurück, fertigt eine Skizze des Inneren der Uhr, zeichnet sorgfältig den Stand der Zeichen auf den Scheiben zueinander ab.

»So«, sagt er sich, klappt die Uhr zu und steckt den Zettel ein, »wenn sich etwas bewegt, werde ich es rausfinden.«

Als er den Stift zurücklegt, steht Anna am Fenster und sortiert Zeitungen.

»Danke«, sagt er.

»Wofür?«

»Für den Stift.«

»Ach ja«, sagt sie still und schaut ihn gedankenverloren an, »mir ist komisch heute, hab Angst, das Herz bleibt mir stehen.«

»Das hat bestimmt mit Leo zu tun.«

»Ja, gewiß.«

Ihr Lächeln ist verzagt. Er sollte sie in den Arm nehmen und festhalten, aber er traut sich nicht, muß doch eben lernen loszulassen. Für diesen Atemzug scheint es ihm, als warte Anna auf ein Zauberwort von ihm.

»Ich geh dann mal wieder«, sagt er.

»Wohin?« fragt sie und schaut aus dem Fenster nach dem Wetter.

»Keine Ahnung, erst mal raus und rumlaufen.«

Sie nickt und beugt sich wieder über die Zeitungen. Er nimmt sich einen Kakao aus dem Regal, packt seine Sachen, steckt ein paar Brötchen in eine Tüte, steigt mit Dicks Socken in seine klammen Stiefel und räumt im Nebenraum auf. Anna kommt dazu.

»Laß alles stehen«, sagt sie, »ich mach das schon.«

Er stellt den Margarinebecher auf den Tisch zurück.

»Wie lange mußt du heute?« fragt er.

»Bis zwei. Und Du wieder?«

»Montag.«

Mit einer Hand streicht sie über seinen Parka, als wäre da eine Falte oder ein Fleck, und in ihren Augen steht eine Geschichte geschrieben, die er nicht versteht.

»Mach's gut, Anna!«

»Du auch, Fokko.«

Die Uhr über der Tür zeigt zehn nach neun. Das versteht er.

Die Stadt liegt in tiefem Schlaf, das erste Licht hat sich schwerflüssig zwischen die Häuser gestohlen, und der Schnee hängt noch immer unentschlossen in der Luft. Fokko ist in einem Bogen den Gertrudenberg hinaufgegangen, über den verwaisten Spielplatz und durch die offene Anlage der Psychiatrie, wo die Patienten in vergitterten Häusern und mit Stacheldraht bewehrten Freiläufen bewahrt werden wie wilde Tiere in einem Zoo, den seit Jahren niemand mehr besucht.

Er ist gern hier. Es ist ein Ort, an dem niemand lügt. Im Sommer sitzt er häufig auf der Mauer in dem kleinen Heckenkarree vor dem ehemaligen Kloster, schaut über die Kleingärten auf die Türme der Stadt, verfolgt die Flugbahnen der Vögel und hört auf die schwimmenden Teller, die in unregelmäßigen Intervallen zusammenstoßen, mit sanftem Klang, als gemahnten sie die Lebenden wie eine ewige Totenglocke an die Unerbittlichkeit der Zeit. Es ist das Kunstwerk einer Osnabrücker Künstlerin, ein Bassin im Schatten der Gertrudenkirche, in das unterhalb der Wasseroberfläche mit Drähten der Grundriß eines verwinkelten Kreuzgangs gebildet ist, und unsichtbare Strömungen treiben zwei Dutzend Porzellanschüsseln bei Tag und bei Nacht immer den selben Weg um sich selbst. Häufig schwimmt ein Teller vollkommen still und für sich, gelegentlich berühren sie sich erregt klingend und schallend in irdischer Ungeduld an den Ecken ihres Tageslaufs, um sich dann wieder distanziert der Kontemplation ihrer ewigen Stundengebete hinzugeben.

Der Schnee hat die Mauer schon ein wenig überstäubt. Von der Stadt dort unten kommt kein einziges Licht zu ihm her, aus einigen Schornsteinen steigen schwerfällig Wolken auf, lösen die Konturen der Kirchtürme und vereinigen sich mit dem verhangenen Himmel. Da unten schläft Eva in das neue Jahr hinein, ohne es zu wissen. Sie hat ihn rausgeschmissen. Sie hat ihn abgestoßen, wie sie es von heute auf morgen mit Dingen macht, die für eine unsichere Frist erklärtermaßen zu ihren Lieblingssachen gehörten, Pullover, Schallplatten oder neulich wieder mal eine Trendsportart und ihr einschlägiges Equipment.

Mit dem Finger zeichnet er ein Herz in den Schnee. Es ist vorbei. Es ist eine Geschichte aus der Vergangenheit, die man jedem erzählen kann, aber sie wird nie wieder wirklich sein, ihre Gegenwart ist verloren, auch wenn er Eva Kaffee, Honig und frischen Toast ans Bett trägt.

Er nimmt den hölzernen Schatz aus der Tasche, klappt ihn auf, holt den Zettel hervor und vergleicht den Stand der Zeichen mit denen auf den Scheiben der Uhr. Er möchte sich einbilden, eine minimale Verschiebung zu erkennen, aber sicher ist er nicht, betrachtet die Hieroglyphen gewissenhaft, bestaunt ihre Schönheit, rätselt über ihr Alter, ihren Sinn, aber es hat sich wohl nichts verändert. Nur daß es plötzlich seltsam still geworden ist. Das ewige Lied der Suppenteller ist verstummt. Entweder haben sie das rechte Maß klösterlicher Distanz gefunden, oder es ist ihnen der Kreuzgang eingefroren.

Einen langen Moment horcht Fokko nach der Stille. Sie ist vollkommen. Doch es ist nicht nur das, es scheint ihm zudem eine absolute Starre zu umfassen, ihm kommt vor, seine spärlichen Bewegungen hätten an Gewicht gewonnen, und mit einem Mal sieht er einen Vogel, der reglos am Himmel über den Kleingärten klebt, eine fliegende Krähe, die auf der Folie der Kirchtürme das Bild einer fliegenden Krähe abgibt. Fassungslos schaut er das an wie ein Traumbild, das im Erwachen eine Weile im Bewußtsein nachglüht und reibt sich die Augen. Es ist das alles ein Traum, von Anfang an, die frühe Stunde mit Anna, die Nacht im Container auf jeden Fall, und vor allem das Ende seiner Beziehung mit Eva. So wird es sein. Er hat zu heftig in das neue Jahr gefeiert, liegt noch in schweren, völlig realistischen Träumen, und bald wird ihn der Geruch von Kaffee und frischem Toast erwecken.

Der Rauch aus den Schornsteinen ist in das Bild der Stadt aquarelliert, keine einzige Flocke fällt mehr vom Himmel, und die Krähe ist noch immer im Flug erstarrt. Oder es ist, wie er gelesen hat, der Tod, der, wenn er kommt, einen still aus der Gegenwart nimmt, und noch eine kleine Weile, und er kann fliegen, fliegen wie der Totenvogel, der sich mit ihm zusammen in Bewegung setzen wird.

Ihm ist schwindelig. Die Uhr in seiner Hand scheint plötzlich ein ungeheuerliches Gewicht zu besitzen. Er klappt sie zu, da kommt der Vogel unversehens in Bewegung, zieht einen eleganten Bogen über die Gärten, und in diesem Moment kommt Fokko die Idee, daß die merkwürdigen Phänomene an diesem Morgen mit der Uhr zusammenhängen könnten. Er öffnet sie wieder und die Krähe hält in der Luft inne. Er schließt sie, und der Vogel fliegt die alte, gedachte Bahn, fällt nicht vom Himmel und ist im nächsten Augenblick über dem Dach der Gertrudenkirche verschwunden.

Er steckt den Zettel in die Hosentasche, geht zum Kunstwerk hinüber, schaut den Tellern zu, die träge ihre ewige kontemplative Bahn ziehen, hört den hellen Klang, wenn sie sich berühren, und öffnet die Uhr. Es ist sogleich grabesstill. Die Teller bewegen sich nicht mehr, selbst die geringe Dünung des Wasser ist eingefroren. Das erinnert Fokko an den Koch und den Küchenjungen im Märchen von Dornröschen.

Er schließt die Uhr. Alles bewegt sich wieder.

»Ich kann die Zeit anhalten«, sagt er still und öffnet die Uhr. Nichts rührt sich mehr, er geht zur Mauer im Heckenkarree und schaut kopfschüttelnd über die reglose Stadt. »Und es macht mir nichts.«

Die Sache ist ihm unheimlich, er spürt den Impuls, das Ding in hohem Bogen von sich zu werfen und in einem verschwiegenen Winkel der Kleingärten zu versenken, aber was wäre, wenn sich die Uhr beim Aufprall öffnete, oder wenn jemand anderes sie fände? Er ahnt, welche Möglichkeiten es gäbe, wenn alles so wäre, wie es ihm vorkommt. Ich muß unter Menschen, vielleicht funktioniert es nur bei Vögeln und Tellern.

Die Stadt ist nichts anderes als ihr Abbild. Aber das ist sie von hier oben meist sowieso, viel mehr als Kirchtürme, Baumwipfel und Rauchfahnen gibt es nie zu sehen, dennoch hat er jetzt das Gefühl, er hat alle Zeit der Welt, nichts läuft ihm mehr davon, die Erinnerung fällt ihm vielmehr zu, als drücke sie mit aller Macht in ein Vakuum, und unversehens steht ihm der vergangene Tag klar und deutlich vor Augen.

Geschlichen hat er sich. Wie ein Hund, der Prügel bezogen hat. Der kalte Wind pfiß um die Häuserecken, auf den Spielplätzen waren keine Kinder mehr, und die Läden hatten längst geschlossen. Als es dunkel wurde, krachten die ersten Böller, und nachdem er eine Zeitlang durch die letzten Stunden des Jahres geirrt war, fiel ihm vor einem Schaufenster mit Blumen Frau Mönkediack ein, die den Abend im Zimmer hinter dem Gemüseladen allein verbringen würde. Aber sie saß mit einer Nachbarin bei einer Feuerzangenbowle, nahm ihn in den Arm wie den verlorenen Sohn, steckte ihn kichernd auf dem Sofa unter eine Wolle, gab ihm reichlich Kartoffelsalat und Heißmacherwurst, und die beiden Frauen wetteiferten nun den Silvesterabend lang darin, ihn mit Geschichten zu füttern und mit reichlich Bowle zu wärmen.

Kurz vor Mitternacht fragte Frau Mönkediack nach Eva. Ihm war wohl danach, jemandem die unglückselige Geschichte zu erzählen, aber die Nachbarinnen wären zu dieser Stunde über die größte Tragödie in ein infernalisches Lachen ausgebrochen, so begnügte er sich damit, ihnen zu sagen, Eva habe Dienst in der Kneipe und komme irgendwann spät. Er sah das Mitleid in Frau Mönkediacks Augen, als sie ihm zum Abschied eine Plastiktüte mit zwei Flaschen Wein in die Hand drückte, für dich und dein Frauchen, habt euch lieb, Unglück gibt es schließlich genug. Kichernd verschwand sie in ihrer Gemüsekartause, ihr Wort schwebte ihm wie ein rätselhafter Ballon davon, doch kaum hatte er einen Schritt ins Freie getan, da traf ihn die Feuerzangenbowle mit einem schweren Hammer am Kopf, er wankte vorwärts, seine Beine machten ein halbes Dutzend Schritte mit ihm, schon war er auf der anderen Seite der Adolfstraße und wäre in dieser Sekunde ein

Auto gekommen oder auch nur einer dieser aggressiven Radfahrer, es hätte ihn umgemäht und er wäre auf dem Kopfsteinpflaster verendet wie ein durchgeregneter Pappkarton. Wenigstens war ihm warm.

Bei der Fleischerei versuchte er, die Weinflaschen aus der Plastiktüte in den Rucksack zu packen, das war aber nicht so einfach, weil der Bürgersteig an der Stelle immer wieder unter seinen Füßen wegrutschte, und außerdem just in diesem Moment die Leute aus den Häusern gestürzt kamen und ein irrsinniges Feuerwerk abbrannten. Es kam ihm vor, als wäre er in das Auge eines Bürgerkrieges geraten, er verdrückte sich in den Schatten der Einfahrt zum Hof der Fleischerei, fand einen Mauerwinkel, und in der Ecke wird er wohl in sich zusammengerutscht für ein Weilchen eingeschlafen sein, denn als er irgendwann erwachte, war die Front offenbar weitergezogen, hatte ein entferntes Grollen hinterlassen und hier und dort ein paar lächerliche Knallfrösche. Mit einem betonschweren Kopf auf einem Körper aus Silikon wankte er auf die Lotter Straße hinaus.

Es wäre nicht weit bis nach Hause gewesen. Das neue Jahr war da, Evas Befindlichkeiten mochten verflogen und Frau Mönkediecks Wein heilsam sein, dennoch hatte er nicht das Gefühl, der Situation, wie immer er sie auch vorfinden würde, gewachsen zu sein. Er war froh, daß er sich auf den Beinen halten konnte, obwohl der Rucksack an ihm zerrte wie ein verrückt gewordener Affe Huckepack.

Richtung Kneipe, dachte er nur, vielleicht war sie ja doch da, war ihr die Einsamkeit zuviel geworden, vielleicht hockte sie in dem fürchterlichen Trubel, der dort jetzt herrschte, und es tat ihr leid, daß sie ihn entsorgt hatte wie ein altes Radio, aus dem nur noch klassische Musik plärrte.

Als er sich an das Heger Tor lehnte, das man seit gestern durch ein Duplikat aus Gummi ersetzt hatte, kroch die Übelkeit sauer in ihm hoch und wollte an die frische Luft wie ein reifer Alien, er schlich durch die Gassen, erkannte wohl den Marktplatz, wußte aber nicht mehr so recht, wo Evas Kneipe zu finden sein könnte. Augenscheinlich hatte jemand mit den Häusern und Grundstücken der Altstadt gespielt. Er verschwand im Hexengang und torkelte über die Brücke. Am nördlichen Ende des Herrenteichswall traf er auf ein paar durstige Seelen am Fluß, die ihn aufhielten und fragten, ob er etwas zu trinken habe.

Er schüttelte den Kopf wie eine Eisenkugel, die er nicht mehr lotrecht auf die Schultern zurückbekam, jemand half ihm auf eine Bank, nahm ihm den Rucksack ab und untersuchte ihn offenbar, denn kurz darauf hielten die fröhlichen Brüder Frau Mönkediecks Wein in Händen und ließen ihn in ihre verschwommenen Körper laufen.

Doch, ja, murmelte er und versuchte, eine Erklärung zu geben, vielleicht sogar die ganze Geschichte zu erzählen, aber er begriff sie schon selber nicht mehr, und die freundlichen Herrschaften hatten längst lachend und brüllend eine eigene gefunden.

Er erwachte in einem seltsamen Schwebезustand, fühlte sich von Händen und Schultern getragen, als wäre er zu seiner feierlichen Verbrennung unterwegs, er wollte etwas sagen, aber die Übelkeit ließ nicht zu, daß er seinen Mund auch nur für eine Sekunde öffnete. Sie würden ihn von der Brücke in den Fluß werfen, und er würde exakt noch die hundert Meter bis zum Wehr bei Bewußtsein bleiben als sein eigenes Totenschiff, das majestätisch über das eisige Wasser trieb, doch da hatten sie die Brücke bereits passiert, traten in das schale Licht, das wie ein Glas schlechter Milch am Firmament klebte, jemand schob einen eisernen Deckel beiseite, kicherte ein paar kryptische Worte von Edgars Himmelbett, und ehe er noch daran denken konnte, über die Bedeutung nachzudenken, schwebte er über eine Kante in den Schatten eines menschengroßen Behältnisses, für den kleinen Moment der Schwerelosigkeit verlor er jegliche Übelkeit, dann fiel er in ein paradiesisches Kissen, und für die wenigen Atemzüge, die ihm blieben, bis er einschlief, hörte Fokko van Steen das Gute-Nacht-Lied der barmherzigen Brüder sich lärmend und lachend entfernen.

Der Schnee fällt jetzt gleichmäßig in dünnen Flocken aus dem konturlosen Himmel, ein verspielter Wind bläst ihn aus den Zweigen der kahlen Bäume, fegt ihn in Streifen vom Bahnsteig und zeichnet geometrische Muster zwischen die Bahngleise. Fokko sitzt im

Wartehäuschen und fixiert durch das Gestöber die Uhr auf dem Bahnsteig. Der rote Zeiger springt von Sekunde zu Sekunde, er fließt nicht mit der Zeit, er dokumentiert sie gewissermaßen immer erst nachträglich, scheint ihr nicht recht zu trauen, und wenn er eine Runde vollendet hat, kommt er gar vollständig zum Stillstand, wartet geduldig, bis der mißtrauische Minutenzeiger behäbig einen Strich weiter vorangesprungen ist, ehe er in seine ruckhafte Fortbewegung zurückfindet. Vielleicht begreift der Mensch die Zeit nur in Schritten, das ist wie das Phänomen des unendlichen Raums, das in keines Menschen Kopf paßt, er orientiert sich wie ein vorzeitlicher Sammler oder Jäger ausschließlich in einer zweidimensionalen Landschaft, es gibt nur vorne und hinten – und den Punkt, an dem ich stehe.

Fokko schaut sich um. Niemand wartet am Neujahrmorgen auf dem einzigen Bahnsteig des Hasetorbahnhofs, nur er selbst, aber er ist sich nicht so recht sicher, worauf. Der Wind spielt mit dem Schnee, auf einem der Signale sitzt die Krähe von vorhin, und die Uhr schreitet in staksigen Schritten gen zehn. Er zieht seinen Schatz aus der Tasche und hält ihn in den Händen geschützt. Exakt zur vollen Stunde wird er gleich die Bahnhofsuhr anhalten, die Krähe wird sich nicht mehr vom Fleck rühren, der Wind wird verschwunden sein und der Schnee kalt erstarrt, als wäre er nur auf die Scheiben des Wartehäuschens gemalt.

Wenn er seine Zauberuhr in der vergangenen Nacht bereits besessen hätte, überlegt er, und wenn er sie in dem Moment geöffnet hätte, als die trunkenen Brüder ihn eben in den barmherzigen Sarkophag versenkt und sich ausgelassen entfernt hatten, just, da ihm die Feuerzangenbowle mit unnachgiebiger Entschlossenheit die Augen schloß, dann wäre die Zeit zum Stehen gekommen, und niemand wäre dagewesen, sie wieder in Gang zu setzen, niemand wäre auf die skurille Idee gekommen, im Container nach den Geheimnissen des ewigen Stillstandes suchen. Und niemand hätte es können.

Der Sekundenzeiger trifft sich mit dem Minutenzeiger im Zenit, der Stundenzeiger springt in einer hastigen Bewegung auf die zehn, beinahe so, als hätte er Angst, seinen Auftritt zu verpassen, die Zeit steht für eine unmessbar kurze Zeit still, aber ehe sie sich wieder in Gang setzen kann, öffnet Fokko das geheimnisvolle Uhrwerk.

Oder er wäre erwacht, wie er erwacht ist, orientierungslos, verkatert und allein, alles wäre so geschehen, wie es geschehen ist, er hätte sich aus dem Container, aus seinen wirren Träumen befreit, und erst im Schutz des Hexenganges hätte ihm etwas auffallen können. Aber, so fällt ihm ein, der Regen wäre nicht gefallen, den Geistlichen, der ihm das *Gelobt sei Jesus Christus* zugeraunt hatte, hätte er nicht vermissen können. Was wäre mit den trunkenen Brüdern unten am Fluß gewesen? Was mit Eva, mit Anna? Wann wäre deren Nacht an ihr Ende gekommen?

Die Bahnsteigsuhr ist exakt auf zehn stehengeblieben. Es könnte eine Betriebsstörung sein oder dergleichen, aber die Krähe hockt auf dem Signal wie ausgestopft, der Wind ist still gegangen, und die Schneeflocken kleben auf dem Abbild der Welt. Fokko begreift nichts. Mit einer wilden Armbewegung durchfährt er den Schleier des fallenden Schnees, erzeugt einen Wirbel, aber die Flocken wissen in ihrer Schwerelosigkeit nicht, wohin sie zu fallen haben. Die physikalischen Gesetze scheinen außer Kraft gesetzt zu sein. In der Hand fängt er einen Schneekristall und sieht zu, wie er schmilzt. Das geht.

Er macht ein paar Schritte auf dem Bahnsteig. Alles funktioniert normal, allenfalls könnte er sich einbilden, daß er sich leichtfüßiger bewegt, unter einer geringeren Gravitation, wie unter Wasser vielleicht, aber er kann sich frei bewegen und hinterläßt Spuren im Schnee.

Behutsam schließt er die Zauberuhr. Der Wind ist sofort zurück, laut und unbeherrscht, treibt die Schneeflocken schräg über die Gleise und verwischt Fokkos Spuren. Die Krähe hockt noch auf dem Signal, die Bahnsteigsuhr bewegt sich ein paar Sekunden nach zehn. Die Zeit hat keinen Sprung gemacht, der Bahnhof ist nicht in einen Dornröschenschlaf gefallen, die Welt steht still und rührt sich nicht weiter, während Fokko van Steen in ihr herumspazieren kann, wie er will. Das ist ihm unheimlich, aber er ahnt, welche verrückten Möglichkeiten sich ihm eröffnen werden.

Von fern hört er eine Bahn näherkommen. Er könnte ohne weiteres die Wunderuhr auf eine Schiene legen, der Zug würde alle Zauberei in tausend Stücke zersprengen, und die Zeit wäre wieder, was sie gewesen ist: von gnadenloser Zuverlässigkeit und unumkehrbar. Das aber kann er noch immer machen.

Die Fahrt des Zuges verlangsamt sich, mit einem Quietschen kommt er zum Stehen, mit einem Zischen öffnen sich die Türen, und ein halbes Dutzend Menschen steigt aus. Jeder von ihnen scheint feste Absichten zu besitzen, die er mit entschlossenen Schritten und ohne einen Blick zur Seite in die Tat umzusetzen beabsichtigt, nur ein Mädchen macht sich von der Hand seiner Mutter frei, bleibt stehen und schaut sich um. Es scheint ein Privileg der Kinder zu sein, ohne Plan innezuhalten, sich zu wundern, an was für einem Fleck die Bahn einen freigegeben hat, die Erwachsenen dagegen flüchten sich offenbar in ihre Rastlosigkeit, fürchten zu begreifen, daß sie sich ihr Lebtag wie ein Esel an einem Brunnen im Kreis bewegen.

Er öffnet die Uhr.

Die kosmische Ruhe, die ihn augenblicklich umfängt, ist betörend. Die Bewegungen der Menschen sind eingefroren, Fokko kann sich ungeniert erheben, zwischen ihnen flanieren und ihre Absichten zu deuten versuchen. Das Mädchen schaut ihn mit neugierigem Blick aus blauen, unbeweglichen Augen an. Nicht der leiseste Wind spielt mit ihren Haaren, die Kälte kann sie nicht frieren lassen, und die Absichten ihrer Mutter sind so weit entfernt wie der Mond hinter den Wolken auf der anderen Seite der Erde. Das Kind ist vielleicht acht oder neun Jahre alt und wahrscheinlich längst auf dem Weg zu lernen, wie man seine Neugier verliert und sich in der Coolness der Älteren verkapselt, aber noch, so kommt es ihm vor, steht in seiner Miene so etwas geschrieben wie ein dankbares Staunen, das die beiden Jugendlichen, die eben die oberste Stufe der Treppe erreicht haben, wohl schon lange nicht mehr kennen.

Fokko tritt näher und schaut sie sich genauer an. Sie sind vermutlich doppelt so alt wie das Mädchen, tragen grelle, weite Kleider irgendwelcher amerikanischen Vorbilder, sind in großen Gebärden festgewachsen, der eine hält eine Dose Bier in der Hand, der andere führt eben eine Zigarette zum Mund. Fokko schaut dem Raucher in die Augen. Sie wirken wachsam, aber auch ruhig, angstfrei, und er fragt sich, ob da ganz hinten drin Bewußtsein existiert. Vielleicht sind ja alle, die auf dem Bahnsteig des Hasetorbahnhofs eingefroren sind, in ein Wachkoma gefallen, vielleicht beobachten sie ihn in diesem Moment voller Ratlosigkeit und Schrecken, vielleicht glauben sie zu träumen oder eingesperrt zu sein wie er selbst eine merkwürdige Neujahrsnacht lang in einem Müllcontainer.

Er berührt die Hand des anderen Jungen. Sie ist weder kalt noch warm. Die Finger lassen sich mühelos bewegen, er kann den fremden Arm in eine andere Position bringen und den Kopf zur Seite drehen. Es funktioniert wie bei einer perfekten Schaufensterpuppe, der junge Mann scheint allerdings durch die übliche Schwerkraft mit der Erde verbunden zu sein, sonst wäre er sicher schon ins Wanken geraten, und das Mädchen, das Fokko gestreichelt hat, schwebte womöglich über dem Bahnhof wie ein Engel in der Darstellung alter Meister.

Die Gravitation, überlegt er, ist von der Zeit unabhängig. Er nimmt dem Jugendlichen die Bierdose aus der Hand und schüttet sie aus. Das Bier stürzt schäumend auf den Bahnsteig wie sonst wohl auch, allenfalls kommt es ihm ein wenig verzögert vor, wie in einem Film, der verlangsamt abläuft. Die leere Dose drückt er dem anderen Jungen in die Hand, dafür nimmt er ihm die Zigarette weg und klemmt sie dem ersten zwischen die Finger. Er schaut die beiden Helden an. Was werden sie wahrnehmen, wenn er die Uhr schließt und sie aus ihrem Koma erwachen, als wäre nichts geschehen?

Er nimmt den alten Platz im Wartehäuschen ein. Dort liegt die magische Uhr aufgeklappt. Er sucht den Zettel hervor, auf dem er den Stand der Hieroglyphen skizziert hat, aber er kann keinen rechten Unterschied feststellen, die Zeichnung ist freilich nicht sehr genau, er muß sich bald mal die Mühe machen, die Zeichen auf den Scheiben exakt zu kopieren. Oder ein Foto machen. Wenn das überhaupt geht, denn ein Fotoapparat ist natürlich von den Verschlusszeiten abhängig. Aber vielleicht nicht, wenn *er* ihn in Händen hält.

Ich bin jetzt der Meister aller Zeit, sagt er still und schaut sich lächelnd um. Die Szene ist ein modernes Gemälde, und wenn niemand auf die Idee gekommen wäre, die Fotografie zu erfinden, gäbe es gewiß solche Bilder. *Neujahr* könnte es heißen, *Wintertag* oder *Am Morgen*. Dem Betrachter käme es authentisch vor, weil der Wind zu erkennen ist, obwohl er nicht bläst, die Kälte zu spüren, die Bewegungen der Menschen nachzuvollziehen sind, nur die seltsamen Fußspuren nicht, die antizyklisch zwischen die voraussichtlichen Wege der sichtbaren Menschen geschrieben stehen. Es sind seine. Werden sie noch existieren, wenn er die Uhr schließt? Anders kann er es sich kaum vorstellen, denn andernfalls wäre auch die Zeichnung, die er in die Hosentasche zurückschiebt, nicht mehr dagewesen, er hätte die kleinen Wege auf dem Gertrudenberg nicht wirklich gehen können oder hätte sich zuletzt da wiedergefunden, wo er zuerst gewesen war.

»Das wird kompliziert«, sagt er und schließt die Uhr.

Seine Fußspuren sind noch da, und die Menschen laufen ungeniert über sie hinweg. Das Mädchen schaut ihn fragend an, als hätte es etwas gespürt. Die beiden Jugendlichen an der Treppe sind in eine wilde Diskussion verfallen, und die Mutter hält unversehens inne, als schreckte sie aus tiefen Gedanken auf und erinnerte sich plötzlich, daß sie mit ihrem Kind unterwegs ist. Sie kommt ein paar Schritte zurück, greift die Hand des Mädchens, streift Fokko mit einem unsicheren Blick und zieht ihr Kind mit sich fort. Drüben fliegt eine Bierdose im hohen Bogen über den abfahrenden Zug.

Eventuell, denkt er, sind Kinder empfänglicher für das Phänomen der stillstehenden Zeit, weil es nicht so lange her ist, daß sie aus einer Welt zu uns gekommen sind, in der die hiesigen Gesetze der Chronologie keine Gültigkeit besitzen.

Der Wind hat nachgelassen, der Schnee fällt ruhig und gleichmäßig, nur über den Gleisen tanzt er nervös durch den Raum, den die Bahn eben verlassen hat. Von der Straße sind Autos zu hören, irgendwo bellt ein Hund. Die Krähe sitzt nicht mehr auf dem Signal, und die Bahnsteigsuhr läuft, als wäre nichts geschehen. Es ist vier Minuten nach zehn.

Alles geschieht in der Zeit. Wenn sie innehält, und es keiner bemerkt, hält sie nicht inne. Man wundert sich vielleicht, wenn plötzlich Spuren im Schnee erscheinen, wenn man statt einer Bierdose eine Zigarette in Händen hält, aber wie sollen die Menschen auch glauben können, daß das erste und eisernste Gesetz ihrer Erfahrung plötzlich aufzuheben wäre.

Ihm ist kalt. Er geht. Als er über die große Kreuzung vor dem Bahnhof will, springt die Ampel auf rot. Er könnte warten, aber er kann es lassen, zieht die Uhr aus der Tasche, öffnet sie, und der gesamte Verkehr ist eingefroren, die Welt nichts weiter als ein Foto, durch das er, Fokko van Steen, hindurchspazieren kann, als wäre es ein Bühnenbild. Er läßt sich Zeit.

Sieht ihn der Busfahrer vor seiner Windschutzscheibe auftauchen? Wenn er die Uhr jetzt schließt, fährt ihn der Bus mausetot. Wie ist das mit der Gravitation? Entweder wirkt sie nicht mehr oder vielleicht doppelt und dreifach, denn wie sonst kann der Radfahrer die Balance halten? Wenn Fokko ihm jetzt den Lenker um drei Zentimeter verdreht, wird er, wenn die Zeit zurück ist, fürchterlich auf die Nase fliegen.

Auf der Verkehrsinsel in der Mitte der Straße steht ein Junge mit einem Schulranzen auf dem Rücken. Er mag sieben oder acht Jahre alt sein, etwa wie das Mädchen vom Bahnhof, trägt eine Pudelmütze und einen knallbunten Schal, und mittendrin leuchtet ein fröhliches Gesicht und ein putzmunterer Blick, der darauf wartet, daß die Ampel auf grün springt. In der Hand hält er einen Tennisball. Fokko nimmt ihn, wirft ihn hoch, fängt ihn auf und läßt ihn mehrmals aufspringen. Alles scheint normal.

Aber vielleicht ist es seine eigene magische Aura, die immer nur dort, wo er sich befindet oder etwas berührt, das starre Abbild der eingefrorenen Wirklichkeit auftaut. Nur so weit sein Arm reicht, wirkt die Schwerkraft, nur so weit sein Blick trägt, existiert überhaupt so etwas wie eine Welt. Es ist, wie die kleinen Kinder es glauben: wenn er die Augen schließt oder sich wegdreht, ist alles fort, nichts mehr da, und mit jedem Blick erschafft er seinen Kosmos neu. Dann müßte der Radfahrer, wenn er ihm zu nahe kommt, umfallen. Und der Tennisball, wenn er ihn wirft, würde nach ein paar Metern alle Energie verlieren.

Er legt die Uhr geöffnet auf die Motorhaube eines Autos, nimmt einen gehörigen Anlauf, wirft den Ball mit aller Kraft Richtung Altstadt und wundert sich. Er hat erwartet, daß der Tennisball über seinem Kopf in der Luft steckenbleibt, als hätte er ihn in einen fetten Brei geworfen, oder daß er wenigstens von einer vielfachen Schwerkraft an die Welt genagelt worden wäre wie eine Stecknadel an einen Riesenmagneten, aber der Ball fliegt in einem wunderschönen Bogen über die stillgestandene Welt hinweg, springt völlig geräuschlos auf das Dach eines Taxis, von dort in ein Wartehäuschen an der Bushaltestelle, wo er drei oder vier Mal nach einem Ausweg aus dem gläsernen Käfig sucht, ehe er entmutigt auf den Bürgersteig rollt, es eben noch über die Kante schafft, ein kleines Stück weit durch die Gosse kullert, um auf einem Gullydeckel zur Ruhe zu kommen.

Es gibt keine Aura. Er schaut dem Jungen in seine freundlichen Augen.

»Siehst du mich? Wirst du dich an mich erinnern?«

Da ist kein Licht, nicht die geringste Bewegung, seine Seele schläft, aber Fokko kann ihm ohne weiteres den Kopf um ein paar Grad drehen, daß sich sein Blick demnächst im Efeu der Pernickelmühle verliert, während sein Verstand nach der grünen Ampel fragt.

»Du willst deinen Ball wiederhaben, nicht wahr?«

Er holt den Ball und nähert sich auf dem Rückweg dem Radfahrer. Der sitzt einigermaßen lotrecht auf seinem Vehikel, ein älterer Mann mit einer Pudelmütze und einer Hornbrille, hinter der sein Blick zur linken Seite geht, wo er wohl gerade den Bus spürt, der ihn im nächsten Moment überholen wird. Wenn er nun den Lenker tatsächlich um ein Geringes zur linken Seite verdrehen würde, käme der Mann in einem eleganten Bogen in die Bahn des Busses und würde unweigerlich überfahren werden. Er selbst, Fokko, könnte aber am anderen Ende der Stadt sein, ehe er die Uhr wieder schließt.

Der perfekte Mord. Er schaut sich um. Es gibt bestimmt ein paar Dutzend Menschen in der Nähe, aber keinen einzigen Zeugen. Niemand wird etwas gesehen haben. Ein älterer Mann verliert ein wenig die Balance und gerät unter einen Bus. Nichts als eine alltägliche Geschichte. Er kehrt zu dem Kind zurück, will ihm den Tennisball in die Hand geben, da fällt ihm etwas Besseres ein. Er öffnet den Ranzen, schaut auf einem der Schulhefte nach dem Namen des Jungen und versteckt den Ball da drinnen.

Es geht aber auch umgekehrt. Wenn er beobachtet, wie der Radfahrer von sich aus ins Schwanken gerät und unter den Bus zu geraten droht, kann er die Zeit anhalten, den Mann in aller Ruhe retten, indem er nur eine geringfügige Korrektur vornimmt, und es wird nichts geschehen, niemand wird es bemerken. Er schaut sich um. Vielleicht ist er im Arbeitsbereich der Schutzengel gelandet, im Reich des Schicksals. Vielleicht sind andere in anderen Zeitfenstern unterwegs und rücken die Geschehnisse der Menschen ein wenig zurecht. Nur rückgängig machen kann er nichts, nicht das kleinste Ereignis. Die Flocke, die auf die Erde gefallen ist, wird nicht mehr in der Luft schweben. Auf der Verkehrsinsel schiebt er ein wenig Schnee zusammen und formt einen kleinen Schneeball. Den wirft er ein Stück hoch und beobachtet, wie er durch den fallend erstarrten Schnee seine Bahn zieht, zurückfällt und auf der Straße zerplatzt.

Das gibt keinen Sinn, denkt Fokko. Der eine Schnee klebt in der Luft, der andere zischt durch ihn hindurch. Alles ist eingefroren, nichts bewegt sich mehr, aber was ich anfasse, verhält sich normal. Er nimmt die offene Uhr, trägt sie an der Bushaltestelle vorbei und bis auf die Hasebrücke, wo er sie auf die Brüstung legt. Dann sucht er sich einen Stein, hält ihn über den Fluß und läßt ihn los. Er fällt wie jeder Stein in jedes Wasser, nur daß es beim Aufprall kein Geräusch gibt und es den Anschein hat, es geschähe langsamer als sonst, irgendwie zäher.

Fokko sucht einen anderen Stein. Er schließt die Uhr, läßt den Stein fallen und öffnet die Uhr sofort wieder. Nun schwebt der Stein ein Stück über dem Fluß und wird in tausend Jahren nicht ins Wasser fallen, wenn der Meister der Zeit es nicht will. Er könnte aber die Böschung hinabklettern, den Stein aus der Luft pflücken und ihn in den Fluß fallen lassen.

Der Junge auf der Verkehrsinsel hat den Kopf gedreht. Der Bus ist vermutlich ein Stück weitergefahren, der Mann auf dem Rad ist von hier aus nicht zu sehen. Wie fühlt sich das für die anderen an? Spüren sie überhaupt nichts? Geht das Leben nahtlos weiter, auch wenn für ihn ein ganzes Jahr vergangen ist? Aber wie soll es auch vergehen, es geschieht ja nichts. Und wie geht es ihnen damit, wenn sie davon wissen, wenn er es ihnen erklärt, oder gar beweist?

»Das Ding macht mich verrückt«, sagt er, schließt die Uhr und verstaut sie in der Tasche. Der Junge geht gebückt auf der Verkehrsinsel hin und her und sucht augenscheinlich nach seinem Ball. Der Bus ist schon halb um die Kurve zum Hasetorwall, der Radfahrer folgt in einem schönen Bogen. Die Fußgängerampel springt auf grün, der Schnee fällt barmherzig der Erde entgegen, und alle Welt ist unterwegs, als wäre nichts gewesen.

»Ich fahre nach Hause«, spricht Fokko.

Es wird nicht viel Zeit vergangen sein, seit es zehn Uhr gewesen ist, Eva wird gewiß noch tief und fest schlafen, aber er vermißt ihre Wärme, sein Zimmer und die Musik. Er hat ja einen Schlüssel, er muss sie nicht wecken, kann sich sozusagen still bereithalten für den Moment des Frühstücks und der Versöhnung. Wenn sie erwacht, und Kaffee, Honig und Toast ihr nicht begreiflich machen, daß sie das rettende Ufer des neuen Jahres erreicht hat, wenn sie ihr Gift noch immer nicht verspritzt hat und nicht verstanden, wie lächerlich ihre Anwürfe sind, dann bleibt ihm immer noch der Zauber seiner neuen Uhr, jederzeit kann er ihre Angriffslust tiefgefrieren, ihr den spöttischen Blick in Bernstein konservieren und in aller Ruhe seine Sachen packen und sich davonmachen, jederzeit.

Der Junge kommt des Weges, hat seine fröhliche Miene ein wenig verloren.

»Guten Morgen, Oskar«, spricht Fokko ihn an.

Er macht nur große Augen.

»Ich weiß, was du vermißt.«

»Was...?«

»Es ist dein Tennisball, du hast ihn verloren und trägst ihn dennoch bei dir.«

»Wie bitte?«

»Schau in deinem Ranzen nach!«

Langsam hebt Oskar den Blick. Es ist nicht klar, ob ihm die Sache unheimlich ist, oder ob er glaubt, am Neujahrmorgen auf der Hasebrücke einem Wahnsinnigen begegnet zu sein. Jedenfalls nimmt er den Schulranzen vom Rücken, schaut nach und findet den Tennisball, den er wie ein rohes Ei zwischen seinen Füßen in den Schnee setzt.

»Warum bist du um diese Zeit mit deinem Ranzen unterwegs?« fragt Fokko.

»Wieso nicht? Es ist schon nach zehn Uhr.«

»Aber es sind Ferien.«

Oskar sagt kein Wort, hantiert und hampelt nur mit seiner Kapuze herum, als er versucht, den Ranzen wieder aufzusetzen, Fokko will ihm helfen, aber der Junge macht zwei Schritte zurück und wehrt ihn mit einem ängstlichen Blick ab. In diesem Moment öffnet Fokko die Uhr in der Manteltasche, nimmt sie hervor und legt sie wieder auf die Brüstung.

Was wird aus der Furcht des Jungen? Fokko beugt sich zu ihm hinab und schaut ihm tief in die Augen. Da steht kein sonderliches Gefühl geschrieben, am ehesten ein Ausdruck von Hilflosigkeit, wie ihn jede Wachsfigur besitzt. Wenn aber ein Stein, überlegt Fokko, den alten Gesetzen gehorchen muß, sobald ich ihn in die Hand nehme, so könnte ein Mensch, den ich berühre, erwachen und mit mir in dieses seltsame Zwischenreich treten. Es ist ein Versuch wert.

Er nimmt dem Jungen die Pudelmütze und setzt sie sich selbst auf. Dann legt er feierlich die Hand auf seinen Kopf. Nichts geschieht. Er streichelt ihm die Wange, berührt ihn an den

Händen, gibt ihm zum Schluß einen Kuß auf die Stirn, aber es ist unmöglich, ihn aus der Erstarrung zu lösen. Vielleicht muß man ihn an die Hand nehmen, bevor man die Uhr öffnet.

Auf jeden Fall könnte er ihn auf die Brüstung der Brücke stellen, auf die äußerste Kante, und wenn der Junge erwacht, wirft ihn der Schreck in den Fluß. Müde schaut Fokko sich um. Wie schnell er sich daran gewöhnt hat, in einer Fotografie zu existieren. Er besitzt wohl noch nicht annähernd eine Vorstellung davon, welche enorme Macht in seiner neuen Fähigkeit schlummert, aber er ahnt, wie fürchterlich die Einsamkeit im Reich des Schicksals ist.

Der Tennisball liegt noch da. Er könnte ihn abermals in den Ranzen stecken, könnte ihn in den Fluß werfen oder sonstwohin, aber was hilft es, einem Schuljungen imponieren zu wollen. Er zupft ihm die Kapuze zurecht, tritt an die Brüstung zurück und schließt die Uhr, indem er sie in die Tasche versenkt.

Der ängstliche Blick ist sofort wieder da. Er ruckt und zerzt an Ranzen und Jacke herum, aber es ist alles glatt. Dann macht er große Augen und geht noch einen Schritt zurück.

»Meine Mütze...!?«

»Ach ja«, sagt Fokko, zieht die Pudelmütze vom Kopf und hält sie ihm hin.

»Wie machst du das?« fragt Oskar, setzt die Mütze auf und nimmt sich den Tennisball.

»Ich bin ein Zauberer. Soll ich dir noch mehr vormachen?«

»Nee, sind ja alles nur Tricks«, sagt der Junge und geht.

»Na klar...«, sagt er leise.

Fokko schleicht die Treppe hinauf und horcht ins Haus. Es ist still. Sorgsam steckt er den Schlüssel ins Schloß, hebt die Etagentür ein wenig an, öffnet sie einen Spalt, schlüpft in die Wohnung, schließt die Tür geräuschlos hinter sich und bleibt mit angehaltenem Atem im Flur stehen. Nichts ist zu hören.

Bedächtig nimmt er den Rucksack ab, hängt den Parka an die Garderobe und geht in die Küche. Dort legt er die Tüte mit Brötchen auf den Tisch, tritt an das Fenster und schaut hinaus in den Schnee. Die Gärten sind verschneit, die Schuppen und die Sandkästen sind überzuckert, die Dächer in den Schattenecken, wo der nervöse Wind nicht hinkommt, der riesige Wolken aus den Baumkronen fegt. Dieses Wetter scheint auch die Zeit anzuhalten.

Ausrechenbar, hat sie gesagt, du bist sowas von ausrechenbar.

Er setzt die Kaffeemaschine in Gang, stellt das Tablett auf den Tisch und holt Butter und Käse, Wurst und Eier aus dem Kühlschrank. So ein schönes Frühstück, denkt er, ist auch ausrechenbar, stellt eine Pfanne auf den Herd und gibt ein Stück Butter hinein. Er schaut auf die Küchenuhr. Viertel vor elf. Das ist eine Zeit, die muß erlaubt sein.

Als er das Frühstück mit Rührei, einer Scheibe Salami in Herzform und Orangensaft auf dem Tablett arrangiert hat, trägt er es aus der Küche, und eben, als er bemerkt, daß die Tür zu ihrem Zimmer nur angelehnt ist, hört er von dort ein Schnaufen und ein Japsen, dazwischen ein Gnicken und Flüstern, und wie ihm die Geräusche gleichermaßen fremd und vertraut vorkommen, weiß er sich nicht zu entscheiden, ob er sich stiekum aus der Wohnung schleichen oder mit einem fröhlichen Lied auf den Lippen in ihr Allerheiligstes vordringen soll. Für einen Moment steht er also mit dem Tablett in den Händen auf dem Flur, zitternd wie der Sekundenzeiger der Bahnhofsuhr zur vollen Stunde, hält mit seinem Atem die Zeit an, das Stöhnen und Zischeln dringt quasi ungeschützt aus ihrem Zimmer in sein Ohr, und erst, als er eigentlich schon sicher ist, welches Spektakulum er Zeuge ist, drückt er mit der Schulter ihre Tür so weit auf, daß er mit dem Tablett und seinem vor Neugier brennenden Blick hindurchkommt.

Was er sieht, scheint ihm vertraut. Evas Kopf liegt auf dem Kissen, dreht sich unentwegt und scheinbar unter Schmerzen in wiederkehrender Kreisbewegung, daß jenseits ihres

kleinen Ohres periodisch die rotfleckige Haut ihrer Wangen sichtbar wird und der blonde Zopf sich aus dem Nacken und über das untere Schulterblatt windet wie eine Schlange, die nach der Wärme eines fremden Körpers sucht und nach einem verschwiegene Fleck, in den sie ihre Zähne drücken kann. Die unnachahmliche Linie ihrer Wirbelsäule, die sich in der Seitenlage in ihren zauberhaften Rücken schreibt, ist alles andere als orthopädisch perfekt, schwingt sich vielmehr wie ein musikalisches Zeichen durch ihre makellose Haut, folgt der erotischen Linie ihres Körpers in schwesterlicher Distanz und etwa dort, wo sie enden müsste, taucht am Rande der Bettdecke von ungefähr eine Hand auf, die ihre nicht sein kann, weil sie sichtbar behaart und mit einem Siegelring bestückt ist.

Nun ist alles ins Gegenteil gekehrt. Er selbst ist der Zeit entfallen, steht mit dem Tablett in den Händen erstarrt mit einem halben Schritt im Zimmer, mit einem festgefressenen Blick auf das Bett, in dem die Welt sich knurrend und gurrend weiterdreht, die blonde Schlange wird unruhiger, die haarige Hand folgt der musikalischen Linie, streift die Decke tiefer, sucht nach den Schatten des Tales zwischen den vortrefflichen Hügeln, die sich ihr nur scheinbar zu entwinden suchen.

Die Knie werden ihm weich, die Hände feucht, und ehe Fokko mit dem Frühstück in das Zimmer und auf das Bett stürzt, setzt er das Tablett lieber so behutsam wie möglich auf dem Holzfußboden ab, schleicht sich rückwärts aus der Szene, flüchtet verstohlen in die Küche zurück, ist mit zwei Schritten am Fenster und schaut in das stille Winterbild, als könnte er neuerdings sogar die Zeit zurückdrehen. Es ist aber alles wie es war. Der Wind spielt mit dem Schnee, die Welt ist überzuckert, und Eva hat behauptet, sie wollte endlich mal allein sein, ganz allein für sich. Ohne jemanden, der ungefragt Geschichten erzählt, offenbar aber durchaus nicht ohne jemanden, der ihr das famose Hinterteil trainiert.

Im Grunde hatten Fokko und Eva seit je kaum nennenswerte Berührungspunkte, weder in den divergierenden Tagesabläufen noch in privaten Interessen und Neigungen, außer ihre Häute, die sich offensichtlich anzogen und brauchten wie gegenpolige Systeme. Das war ihm wenigstens immer so vorgekommen.

Jetzt fliegen ihm die Gedanken davon wie die Schneeflocken vor dem gereizten Wind, er könnte dem selbstvergessenen Pärchen den heißen Kaffee ins Bett kippen, den eiskalten Orangensaft oder gleich das komplette Frühstückstablett, er könnte mit der ausgeleerten Sektflasche akribisch die beiden Gläser zerkleinern, die in idyllischer Zweisamkeit in der Spüle stehen und so tun, als wüßten sie keine Geschichte zu erzählen, er könnte ihnen die Wohnung anstecken, das Bett oder die Haare, er könnte zwischen sie fahren wie ein Erzengel, sie mit einem Fluch belegen, ihnen die ewige Verdammnis ansprechen oder die Zeit für eine Weile außer Gefecht setzen.

Eine säuerlich schwelende Wonne steigt in seinen Eingeweiden auf und legt sich wie ein teuflisches Balsam über die sterbenselenden Gefühle. Fokko schleicht in den Flur, fischt die Zauberuhr aus seiner Manteltasche, streichelt sie zärtlich und tritt an die Tür zu ihrer unheiligen Kemenate.

Der Fremde rutscht tiefer, ist soeben mit dem Kopf unter der Decke verschwunden und augenscheinlich bestrebt, den Fährten zu folgen, die seine Hand erkundet hat, das Weib dreht sich ihm irgend zu und auf den Rücken, ihr Kopf ist noch immer in diesen fiebrigen Drehbewegungen befangen, fällt nun auf Fokkos Seite, die Augen scheinen geschlossen, aber unter den eisenschweren Lidern hinweg trifft ihn Evas verständnisloser Blick.

Da öffnet er die Uhr.

Die Stille und die Regungslosigkeit sind ihm unheimlich. Es ist, als wäre er nun tatsächlich das Schicksal höchstpersönlich, ein Racheengel, der dieser obszön verrutschten Pieta auf dem Bett mit sieben Messerstichen Wunden beibrächte, die erst in einer anderen Welt, in einem entfernten Zeitalter tödlich zu bluten begännen. Alles könnte er nun tun, und die Phantasie läßt ihn nicht im Stich, er könnte ihnen künftige Schmerzen bereiten, Ekel und Peinlichkeit. Der perfekte Mord. Er könnte ihr Blut vergießen, aber er vergießt nichts als eine stille Träne, geht aus dem Zimmer und schließt die Tür.

Die Uhr legt er geöffnet auf das Brett unterhalb des Garderobenspiegels, und wie er sie dort verdoppelt und gespiegelt liegen sieht, hat er die Idee, daß es möglicherweise einen zweiten, einen anderen Mechanismus geben könnte, der die Zeit nicht anhält, sondern rückwärts laufen läßt. Aber er schüttelt nur den Kopf, nimmt seinen Rucksack mit in sein Zimmer und räumt ihn aus. Dann schaut er sich um und überlegt, was er mitnehmen soll. Zahnbürste, Socken und Unterwäsche. Der Band über die niederländische Malerei des Goldenen Zeitalters ist zu sperrig und zu schwer. Ein Handtuch, der Schal und eine Rolle Pfefferminzdrops. Ihm fällt nichts weiter ein, und er mag nicht daran denken, wie diese schreckliche Geschichte überhaupt weitergehen oder enden soll. Die Taschenlampe und das Messer steckt er wieder ein, ebenso die Monographie über den alten Telemann, geht in den Flur, zieht sich den Parka an, doch als er schon im Aufbruch begriffen ist, kommt ihm eine hübsche Idee.

Pfeifend spaziert er durch die Wohnung, öffnet alle Wasserhähne, dreht das Radio in der Küche und die Stereoanlage in seinem Zimmer auf volle Lautstärke, dann stiehlt er sich doch noch mal in ihr Zimmer, zieht die Vorhänge fort, öffnet das Fenster und schiebt das Tablett mit dem Frühstück unter das Bett. Dabei ist er ihr unerwartet nahe, schaut ihr aus kurzer Distanz in das hübsche Gesicht, in das eine erschrockene Lust eingefroren zu sein scheint.

»Eva«, sagt er, streicht ihr eine Strähne aus dem Gesicht, versucht vergeblich, Kontakt zu ihr zu bekommen, doch unter ihren eisernen Augenlidern findet er nichts als einen toten Blick. Das macht ihm Angst. Er gibt ihr einen flüchtigen Kuß auf die Lippen. Es fühlt sich nachgiebig an und fremd. »Ich kann die Zeit anhalten, Eva.«

Er könnte nun in aller Ruhe die Bettdecke anheben, um nachzusehen, wer der Freundin so gnädig ist, aber er will es nicht wirklich wissen, es schmerzt und ekelt und wütet nur in ihm. Er nimmt seine Sachen, hält die geöffnete Uhr in der Hand und geht.

Auf der anderen Straßenseite drückt er sich in einen Hauseingang. Der Wind hat seine Handschrift im fallenden Schnee hinterlassen. Ein Hund schnüffelt an einem Autoreifen, eine Frau an der Ecke zur Katharinenstraße dreht sich nach ihm um, und ein Junge zielt eben mit einem Schneeball auf ein Verkehrsschild.

Fokko schließt die Uhr.

Der Schneeball zerstäubt mit einem dumpfen Dröhnen auf dem Schild, der Hund rennt dem Pfiff der Frau hinterher, der Wind treibt den Schnee in die Häuserecken, da fällt ein infernalischer Lärm auf die Straße nieder, es dauert eine Weile, bis er erstirbt und Raum gibt für ein hysterisches Geschrei, dann erscheint für einen Atemzug Evas knallroter Kopf über ihrem altrosafarbenen Morgenmantel im Fenster, sie schließt es mit Getöse und ist verschwunden.

Manchmal, denkt Fokko, erscheint einem das Unglück in der Gestalt des Glücks, streicht versonnen über die Uhr, versenkt sie tief in seinem Rucksack und geht.